UNTER DER OBERFLÄCHE

BDA 2/3.14

UNTER DER OBERFLÄCHE

INHALT

4 Ein Wort voraus
Monica Hoffmann

6 Im Zwiegespräch
Monica Hoffmann

10 Skin deep?
Cornelius Tafel

12 Zwischen Körper und Kleid: Kawakubo und Myake
Barbara Vinken

16 Die Maske I und II
Cornelius Tafel

18 Im Dunkel schweigen die Bilder
Erwien Wachter

24 Unter dem Max-Joseph-Platz
Wilhelm Kücker

25 Im Untergrund
Cornelius Tafel

27 Im Schacht
Klaus Friedrich

28 Drei Welten
Cornelius Tafel

28 In eigener Sache

30 Stadtkritik

33 Brisant

35 Contra und Pro

40 Vom Bauen

46 Sieben Fragen an
Elke Reichel

48 BDA

63 Persönliches

77 Lesen – Lust und Frust

79 Randbemerkt

81 Leserbrief

82 Impressum

EIN WORT VORAUS

An der Oberfläche scheiden sich die Geister. Die einen bleiben an ihr hängen, die anderen misstrauen ihr und wollen wissen, was dahinter steckt. Die einen frönen damit der Sinnlichkeit, die anderen dem geistigen Zwang durchblicken zu wollen. Das eine ist so bedenklich wie das andere. Entweder droht Beliebigkeit oder die Gefahr, sich in der Tiefe zu verlieren. Wieso aber überhaupt trennen, was zusammengehört? Ohne die Oberfläche ist die Tiefe nicht zu haben und umgekehrt. Erst recht in der Architektur, die immer noch eine Raumkunst ist, per se also mit innen und außen zu tun hat.

„Im Zwiegespräch“ ist deswegen der Beitrag von Monica Hoffmann betitelt (Seite 6). Cornelius Tafel konkretisiert das Thema, indem er über das Verhältnis von Roh- und Ausbau

reflektiert (Seite 10). Dass Mode alles andere als oberflächlich ist, dokumentiert Barbara Vinken in ihrem Beitrag, in dem es um japanische Modeschöpfer geht, für die der Raum zwischen Körper und Kleid essentiell ist (Seite 12). Mode, Gesicht, Maske, Fassade – da gibt es so manche Analogien, die Cornelius Tafel aufdeckt (Seite 16). Erwien Wachter beleuchtet in einer Überblendung des Individuellen und des Kollektiven die Zeiterscheinung des Konflikts zwischen Festhalten und Aufgeben im Spiegel dominierender Oberflächen und zunehmenden Schweigens der inneren Stimme (Seite 18). Mit dem Untergrund beschäftigen sich gleich zwei Autoren. Wilhelm Kücker ganz konkret mit dem Untergrund des Max-Joseph-Platzes (Seite 24) und Cornelius Tafel mit dem Begriff Untergrund als Metapher (Seite 25). Klaus Friedrich wiederum bedient sich der Metapher des Schachts, in dem man sich mit einem eReader befinde (Seite 27). Und abschließend weist Cornelius Tafel auf ein Bild Eschers hin, das virtuos mit der Oberfläche als Spiegel arbeitet (Seite 28).

Oberfläche und Tiefe, ein altes Thema, das an die Wurzeln unseres europäischen Denkens rührt und angesichts der aktuellen rasanten Entwicklungen im Bauwesen von der Architekturtheorie erneut zu reflektieren wäre. Vorausgesetzt, die Architektur will nicht an der Oberfläche hängen bleiben, sondern eine Versöhnung mit der Tiefe anstreben.

Monica Hoffmann

UNTER DER OBERFLÄCHE

IM ZWIEGESPRÄCH

Monica Hoffmann

Ein Paradoxon

Eine Ausstellung in München: Dix/Beckmann. Auf den Oberflächen spielen sich Dramen in expressiven Farben und kraftvollen Pinselschwüngen ab. Trotz der Fülle der Eindrücke gibt es Besucher, die kaum die Bilder anschauen, scheinbar nicht mehr dem trauen, was sie sehen. Sie wollen wissen, was unter der Oberfläche ist, was dahintersteckt. Deswegen laufen sie mit Audioguides herum und lassen sich die Kunstwerke erklären. Das Merkwürdige daran: Sie suchen die Tiefe über den Verstand anstatt sich zunächst einmal berühren oder erschüttern zu lassen und ihren Sehsinn zu befragen. Schließlich haben Maler nichts

als die zweidimensionale Oberfläche der Leinwände für ihre künstlerischen Aussagen. In den Bildern ist die Tiefe an der Oberfläche.

Anderer Ort: eine Bauausschusssitzung, in der es um eine neue Schule geht. Der Beamer wirft Bilder an die Wand, einige Zeichnungen, viele computergenerierte Fassaden, dazu ein paar Innenansichten, alles fein coloriert. Und tatsächlich meinen die Mitglieder des Gemeinderats, aufgrund der Bilder das Gebäude ausreichend zu kennen und die Architekten beauftragen zu können. Ausgerechnet in der Architektur, einer Raumkunst, will man sich mit zweidimensionalen Bildern zufriedengeben. Es wird nicht nach der Qualität von Räumen gefragt, nicht nach Atmosphären, nicht danach, wie innen und außen zusammenspielen und welche Bauwerke der Architekten zu besichtigen sind. Genügt am Ende etwa eine schöne Oberfläche?

In nahezu paradoxer Weise stehen sich hier zwei Positionen gegenüber: der Kult der Tiefe und die Huldigung der Oberfläche, zwei Aspekte der menschlichen Wahrnehmung, die in der Philosophie seit der Antike gemeinsam mit den vermeintlichen Gegensätzen von Ratio und Sinnlichkeit verschiedenste Theorien hervorbrachten. Während sie sich über Jahrhunderte mal mehr, mal weniger einander ausschlossen, bemüht sich die Ästhetik inzwischen um eine Versöhnung der Gegensätze, zumal neueste Erkenntnisse einen viel komplexeren Wahrnehmungsprozess ausgemacht haben, der ein Sowohl-als-auch nahelegt.

Das eine Extrem: die Tiefe

Wieso aber konnte es überhaupt zu dieser sich gegenseitig ausschließenden Haltung zu Oberfläche und Tiefe kommen, die uns, wie beide Beispiele zeigen, bis heute beeinflussen? Das Primat der Tiefe begann mit der Aufklärung. Den Sinnen und Oberflächen wurde nicht mehr getraut. Dies nicht ganz zu Unrecht: Wir sehen tatsächlich nicht die reale Welt, sondern wir machen uns nur ein Bild von ihr. Es sind physikalische Größen von Materie und Licht und physiologische Prozesse, mit denen uns das Gehirn eine Welt konstruiert. Was wir außen sehen, ist nichts anderes als unsere Projektion. Alles nur schöner Schein. Deswegen wollte man damals nicht mehr den Sinnen trauen, sondern nur noch dem Verstand. Mit Maß und Zahl wollte man zur Tiefe vordringen und die Form ergründen. Die Oberfläche wurde als Illusion abgetan.

Giorgio Morandi hat sich in seiner Malerei mit unseren Sinnestäuschungen auseinandergesetzt und trefflich formuliert: „Wir wissen, dass alles, was wir als Menschen von der objektiven Welt sehen können, nie wirklich so existiert, wie wir es sehen und verstehen.“ Doch ist diese Wahrnehmung von Welt, die auf einer Projektion basiert, die einzige, die wir haben. Unsere Sinne haben sich an der Welt draußen so gut entwickelt, dass wir uns problemlos in ihr orientieren können. Da spielen sowohl die Sinne als auch der Ver-

stand, sowohl die Emotionen als auch die Ratio ihre Rolle. Indem wir tatsächlich nichts anderes als Oberflächen sehen, auf deren Bedeutungen wir uns aus Erfahrung verlassen, heißt das auch: Die Tiefe ist nicht ohne die Oberfläche zu haben.

Das andere Extrem: die Oberfläche

Als Raumkunst war es dann auch die Architektur, die sich im 19. Jahrhundert als erste wieder der Oberfläche zuwandte. Mit der Rehabilitierung der Sinnlichkeit im Prozess der Wahrnehmung wurde uns von den Philosophen sozusagen die uns eigene Welt zurückgegeben. Nachdem die Oberfläche dann jedoch von der klassischen Moderne in ihrer dekorativen Ausprägung erneut abgelehnt, mit der Idee der Materialgerechtigkeit zwar anerkannt wurde aber kaum umgesetzt werden konnte, setzte sich nach Jahren des Rationalismus und Funktionalismus mit der Postmoderne geradezu eine Huldigung der Oberfläche durch. Am kompromisslosesten war dabei Andy Warhol, der mit seiner Kunst verkündete, dass es nichts anderes als Oberflächen gebe.

Diese Liebe zur Oberfläche, die Betonung ihres Eigenwerts setzt sich heute fort – bei einem Blick auf die Warenwelt, mit der Fixierung auf Marken und sogenannter Schönheitsideale, mit der Verführung der Werbung und der Schnelllebigkeit der Moden scheint es noch keine Versöhnung der Gegensätze zu geben. Im Gegenteil: Wir werden überschwemmt von einer Bilderflut im Fernsehen, auf unseren Bildschirmen, Tablets, Smartphones und selbst in den Straßen und Gebäuden, wenn Fassaden und Räume zu Projektionsflächen werden. Wir bilden uns ein, fast alles zu sehen, doch sehen wir immer weniger, weil es schlichtweg zu viel wird und wir uns keine Zeit nehmen, darunter zu schauen. Vielleicht aus Angst, dort wirklich nichts mehr zu finden. Fragt sich bloß, bei welchen Heilsbringern die Sehnsucht nach Tiefe ausgelebt wird.

Versöhnung in der Architektur?

Wie verhält es sich nun mit der Oberfläche und der Tiefe in der Architektur? Ihre dreidimensionale Oberfläche bildet eine Begrenzung. Diese kann Zeichen der Tiefe tragen, indem der Ort die Logik der Form bedingt, die sich an ihrer Fassade und den gewählten Materialien verankert. Die Oberfläche kann großzügige Einblicke gewähren oder das Innere auch verbergen und dabei sogar eine eigene Existenz für sich reklamieren, so dass die Fassade zum dekorativen Spielfeld wird oder gleich zur Medienwand mutiert. Dann gibt es keine Tiefe, die an der Oberfläche auftaucht. Alles das ist möglich, und alles das existiert zurzeit nebeneinander. Und alles scheint gut zu sein. Selbst die Tendenz Entwürfe mit Theorien aufzupeppen, die jeglichen Bezugs zur Realität entbehren. Unterstützt wird das Ganze dann noch von einer kaum überschaubaren Auswahl neuester artifizieller Materi-

alien. Dazu Gerhard Auer: „Das Sein der Baustoffe ist längst vom Schein ihrer Oberflächen ersetzt.“ Werden wir die Diskrepanz zwischen Schein und Sein irgendwann nicht mehr als irritierend empfinden oder haben wir uns etwa längst an die perfekte Simulation und Nachbildung von Oberflächen gewöhnt?

Bei genauerem Hinschauen kommt es mir vor, als wenn hier zwei Denkwelten aufeinander treffen: diejenige, die festhalten will an Authentischem, daran, eine Verbundenheit zur Wirklichkeit zu bewahren. Und die andere, die den realen Dingen keinen Wert mehr beimisst, sich längst mit der Welt der Verkleidungen und Illusionen arrangiert hat. Die eine altmodisch? Die andere zukunftsorientiert? Welche wird obsiegen? Die eine oder die andere oder gar keine von beiden? Ich hoffe auf ein Innehalten und Nachdenken, auf eine innovative Synthese von Oberfläche und Tiefe, in der die Architektur eine Raumkunst bleibt: eine dritte Haut für Menschen, die sich mit allen unseren Sinnen verbindet und ein emotionales und geistiges Erlebnis zulässt. Beispiele dafür gab es immer und gibt es immer noch und die sind keineswegs altmodisch. Bei diesem Wunsch denke ich auch an die Architekten. Denn wenn sich ihre Gebäude in Bildern auflösen würden, bräuchte es keine Architekten mehr, es sei denn, sie begnügten sich als Fassadendekorateure. Aber diese Aufgabe würde ihnen dann sicherlich in Kürze von IT-Spezialisten abgenommen. Wir werden sehen, ob und wie die Architekturtheorie die Aspekte von Oberfläche und Tiefe reflektieren und vielleicht zu einer neuen Authentizität versöhnen wird, damit sich Ratsmitglieder vor Auftragsvergabe auf die Suche nach Oberflächen- und Raumqualitäten machen, die zusammengehören.

SKIN DEEP?

Cornelius Tafel

Welcher Architekt kennt das nicht: Die in gedrängter Zeit vergehenden letzten zwei Wochen einer Baustelle vor der Eröffnung entscheiden über das Gelingen. Dann zeigt sich, ob die vorangegangenen Jahre des Entwerfens, der Ausführungsplanung und Bauausführung durch das endgültige Erscheinungsbild von Erfolg gekrönt werden. Woran liegt das? Die fertige Oberfläche entscheidet über das Gelingen. Wir wollen ein bestimmtes Bild vermitteln und müssen demnach von der fertigen Oberfläche aus den konstruktiven Aufbau entwickeln. Wir planen von außen nach innen. Wollen wir beispielsweise einen ebenengleichen Austritt auf die Dachterrasse erzielen, wird sich der Bodenaufbau im Inneren nach dem notwendigen Aufbau im Außenbereich richten, auch wenn im Inneren der Aufbau flacher sein könnte. Der Bodenbelag des Inneren wird auf den äußeren abgestimmt, auch wenn der ganz andere Anforderungen hat. Wir werden dann mit einem schwellenlosen (nur durch die entspiegelte Glasscheibe unterbrochenen) Übergang von innen nach außen belohnt; die untere Pressleiste der Verglasung und die Entwässerungsrinne haben wir bereits im Bodenaufbau verschwinden lassen. Wenn das dann gelungen ist, der gleiche (oder: gleich aussehende) Bodenbelag in einer Höhe innen und außen verlegt ist und wir schwellen- und fast übergangslos von innen nach außen und zurück gelangen können, ist unsere Gestaltungsabsicht eines über die klimatischen Grenzen hinweggehenden Raumflusses erreicht. Dieses einfache und geläufige Beispiel zeigt, wie sehr das Finish über den Gestaltungserfolg entscheidet.

Wenn wir zu einem solcherart realisierten Entwurf in einer Veröffentlichung einen Schnitt zeigen, werden es viele von uns so machen, wie bereits ganze Generationen von Kollegen seit der Renaissance: die geschnittenen Bauteile werden, sei es im Grundriss oder im Vertikalschnitt, mit einer Linie umrundet, das Innere des geschnittenen Bereichs bleibt frei oder wird, wie im Klassizismus, mit einer zarten Farbe hinterlegt. Die Aussage, die dahinter steht, ist die: Was sich im geschnittenen Bereich unter der Oberfläche abspielt, ist für die Entwurfsaussage ohne Relevanz. Was sich unter der Oberfläche abspielt, geht den Betrachter und Nutzer nichts an. Oft sind solche Zeichnungen geradezu paradox, denn das, was hinter der Schnittebene als Ansicht liegt, wird dann wieder mit Liebe zum Detail dargestellt. Ganz anders der Schnitt einer Ausführungszeichnung: Hier muss dargestellt werden, wie denn dieses optische Ergebnis zustande kommen soll.

Der Rohbau ist dann also nur der Diener des Ausbaus, der die notwendigen statischen und konstruktiven Vorbereitungen schafft für die glänzenden Oberflächen, eine Art schwitzender Hephaistos, der dem für das strahlende Aussehen zuständigen Apollon vorarbeitet. Und dann entscheidet die oberste Schicht eines Aufbaus über das Gelingen des Werkes. Dann entscheiden Glätte, Feinheit, Ebenheit

und Maßhaltigkeit über die Qualität einer Oberfläche. Der Fotograf Helmut Newton, der in seinen Werken makellose Oberflächen zumeist weiblicher Körper feierte, hat dazu den entscheidenden, auch für die Architektur gültigen Satz geprägt: „Beauty is only skin deep." Er zitierte damit den Titel eines Songs der Temptations von 1966 und den eines gleichnamigen Hits von Robert Mitchum aus dem Jahr 1957.

Wer allerdings Architektur als Konstruktion, als gebaute Struktur denkt, möchte vielleicht nicht nur perfekte Oberflächen sehen, die das eigentliche Innenleben des Gebäudes weniger repräsentieren denn verschleiern, sondern auch stärker erleben, wie ein Gebäude funktioniert, trägt und hält. Immer wieder gibt es Architekten, die sich in dieser Hinsicht äußern. Von Frank Gehry heißt es, ihn interessiere die Baustelle mehr als der fertige Bau. Und von John Hejduk wird die Äußerung kolportiert, ihm gehe es nicht so sehr um Räume, sondern um das, was dazwischen passiere. Bei Hejduks wenigen Bauten findet man dieses Statement nicht unbedingt wieder; ganz anders Gehrys frühe, collageartigen Bauten, die wie im Eigenbau entstanden zu sein scheinen.

Eine Beobachtung, die wahrscheinlich schon jeder gemacht hat: Rohbauten sind oft viel spannender als das gebaute Ergebnis. Das Unfertige, die Kraft der ungeschönten, weil ohnehin später verkleideten Materialien und Strukturen überzeugen oft mehr als die geglätteten Oberflächen des Finishs. Öffnungen, die erst später geschlossen werden, und das Fehlen des Innenausbaus ermöglichen Durchblicke und Raumzusammenhänge, die später verloren gehen.

Vor allem in südlichen Länder findet man oft Le Corbusiers Dom-Ino-Haus 1:1 als Stahlbetonskelett mit betonierter Treppe (immer wieder ein spannendes Déjà-vu), eine kraftvolle Struktur, die auch heute noch große Spielräume eröffnet; wenige Wochen später befindet sich dann an derselben Stelle nur eine banale Schachtel, die die von Le Corbusier exemplarisch vorgeführten Möglichkeiten und Freiheiten dieses Systems vermissen lässt. Auch hier ist der Rohbau viel stärker als der fertige Bau.

Doch nicht nur das Entstehen eines Gebäudes, sondern auch seine Demontage zeigt oft seine verborgene Qualität: beispielhaft hier der seiner Bekleidungen beraubte Palast der Republik in Berlin, der vor seinem völligen Abriss Bühne und Schauplatz für vielfältige Events und Experimente wurde, die ihre besondere Atmosphäre aus der Kraft des so entstandenen Raumkontinuums bezogen, das an manchen Stellen zur Verwirklichung geradezu piranesischer Raumfantasien wurde.

Sicherlich gibt es viele, nicht nur formale Gründe für die innere und äußere Bekleidung eines Gebäudes: Witterungs-, Brand- und Schallschutz, Hygiene, Wartung und die Unansehnlichkeit von Leitungs- und Kabelführungen. Und doch: Bei all den Oberflächen, die

nichts darüber verraten (wollen), was darunter geschieht, wächst in einer Ding-Welt, in der auch bei allen anderen Gebrauchsobjekten immer weniger erkennbar ist, wie sie funktionieren, der Wunsch nach Häusern, die vor allem dies zeigen: woraus sie bestehen und wie sie gemacht sind.

ZWISCHEN KÖRPER UND KLEID: KAWAKUBO UND MYAKE

Barbara Vinken

Jean Paul Gaultier hat humorvoll Sexualprotzerei als den Kern der westlichen Mode bloßgestellt. Dazu gehört, dass der Körper in fetischartige Partialobjekte zerlegt wird, bestimmte Teile aus dem Ganzen heraus vergrößert und isoliert werden: Busen, Taille, Fuß etc. Herauspräpariert wird dieser Teil in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt und eine ganze Mechanik (wie setzt man sich mit einem kurzen engen Rock?) kreiert, die den für die westliche Mode bestimmenden Gegensatz von Verhüllen und Entblößen in Gang hält.

Der Einbruch der japanischen Mode in Paris im Jahre 1981 markiert eine Wende im Verhältnis von Körper und Kleid. Gegen eine solche Art der erotisch inszenierten Körperlichkeit setzt Rei Kawakubo – mit Issey Myake und Yoshi Yamamoto die dritte im Bunde der Big Three, wie die Japaner schon bald genannt wurden – einen anderen Körper: einen Körper, der nicht entblößt, zur Schau gestellt, den Blicken ausgesetzt, aber auch nicht sublimiert wird. Dieser Körper wird geschützt, bleibt beweglich und ganz. Kawakubos Emblem für diese

Absetzung von der westlichen Mode ist der klassische Torso, aus dessen steinerner Verstümmelung eine heile Figur springt. Ihre Mode ist durch eine andere Art Erotik gekennzeichnet, die die westlichen Oppositionspaare von Nacktheit und Kleid dekonstruiert und dagegen eine Symbiose von Kleid und Körper setzt. Körperbetont ist diese Mode also durchaus, nur wird der Körper nicht als etwas Fremdes, Auszustellendes, sondern wie etwas Eigenes behandelt. Weniger scheint es bei Kawakubo um eine Vergeistigung oder ein Verstecken des Körpers zu gehen als um eine neue Form der Verleiblichung. Dem entspricht die relative Undefiniertheit der von ihr entworfenen Kleidungsstücke, die eine große Freiheit im Umgang erlaubt; jeder kann es sich auf seine Weise zurechtmachen und immer anders variieren. Oft sind die Kleider umkehrbar und haben weder rechts noch links. Oder, in Ironisierung des eigenen Prinzips: Man schlüpft in den ersten Ärmel, dann in den zweiten, um ein drittes Ärmelloch zu haben, das den ersten Ärmel passiert und einen Hauch von Unendlichkeit ahnen lässt.

Man hat das am Anfang als wenig damenhaft und außerdem als ziemlich un-sexy, ja als regelrechte Verunstaltung eingestuft. Es ist allerdings richtig, dass der für westliche Kleider exemplarische érotisme, den Roland Barthes als die Rhetorik der richtigen Lücke beschrieben hat, von Kawakubo stillgestellt wird. Die erotische Topik der westlichen Körpereinteilung – Busen, Taille, Po – wird negiert. Was bei Comme des Garçons herauskommt, ist jedoch nichts Körperfremdes. In Kawakubos Kleidern kann deshalb der Westen seine Körper neu lesen lernen: Statt Dialektik von Verhüllung und Entblößung und den davon abhängigen Konventionen von Sexualität und Sinnlichkeit ergibt sich eine andere, in die Tiefe der Stoffe gestaffelte Sinnlichkeit wechselnder Silhouetten.

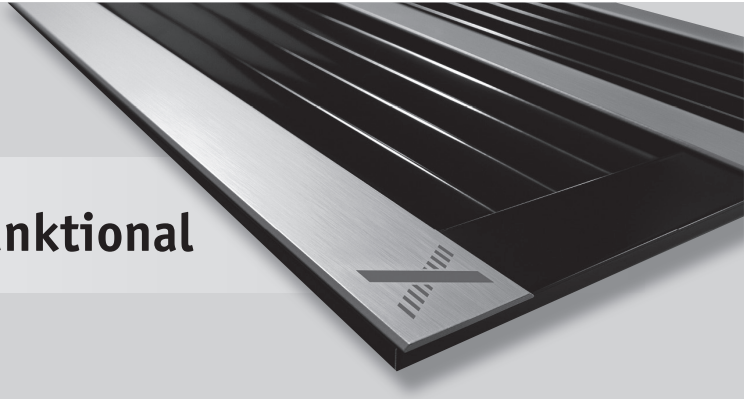
Durch eine verfremdende Neuinterpretation der Antike hindurch erzählt ein Abendkleid aus der Winterkollektion von 1984 exemplarisch die Geschichte der westlichen Erotik. Im Rückgriff auf antike Modelle und im Umschreiben ihrer Rezeption zeigt sich das Verhältnis von Nacktheit und Angezogenheit, Stoff und Körper in neuem Licht. Niemals mehr ist es den Modernen gelungen, das von den Alten scheinbar mühelos in Stein Gehauene in einer vergleichbaren Lebendigkeit nachzuschaffen. Aus hartem, kaltem, schwerem, unbeweglichem Marmor wurden leichte, hauchdünne, durchsichtige, sich anschmiegende Schleier, unter deren Faltenwurf, bewegt und warm, das Fleisch erst wieder lebendig, warm und nackt zu werden scheint. Keine Spur von marmorner Härte, steinkalter Opazität, weißer Leblosigkeit, keuscher oder meistens einfach prüder steif-starrer Nacktheit, wie sie die Klassizismen vor und nach Canova auszeichnet und fast immer auch die neoklassischen Abendkleider à la Hollywood auf Grace Kelly. In der Antike wird durch die Bearbeitung des Steins das Gegenteil des Steins hervorgezaubert. In den Klassizismen wurde umgekehrt das Fleisch zu kaltem Marmor versteinert. Kawakubo bringt diese Dialektik zu einem paradoxen Höhepunkt. Ihr Kleid wird zu Stein, damit der Körper lebendig

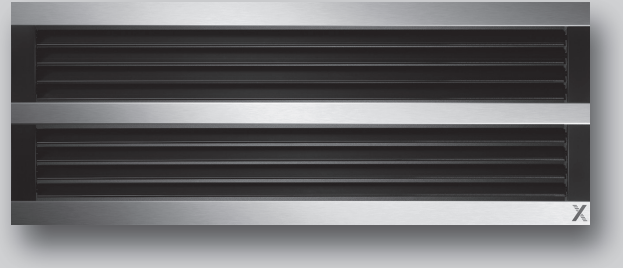
werden kann. Die Steinfalten hüllen ihn nicht ein, um ihn umso effektiver als marmornen Körper zu entblößen, sondern sie wickeln ihn ein, verpacken ihn warm. Paradoxerweise wird gerade durch diese Technik der Körper aus seiner marmornen Leblosigkeit erlöst und unter den Falten warm, lebendig, wild bewegt.

Wenn Miyake den Raum zwischen Körper und Stoff zum Thema seiner Kleider macht, spielt er mit einem Ort, den es in der westlichen Mode nicht gibt. Wir sprechen vom Kleid als einer zweiten Haut; im Englischen und Französischen sitzen Kleider so passgenau wie ein Handschuh: it fits you like a glove. Wenn deshalb ein Kleid nicht wie angegossen sitzt, muss der Raum zwischen Stoff und Körper auf die Silhouette hin durchsichtig werden, wie das in drapierten Kleidern oder weich fallenden Stoffen, die den Körper umspielen, der Fall ist. Selbst a-mimetische, flächige Kleider der sechziger Jahre mit A-Linie wie die von Courrèges konturieren den Körper durch Bewegung oder plötzliche Einblicke auf eine naturalistische Weise. Bei Miyake dagegen ist der Raum zwischen Kleid und Stoff der eigentliche Ort, an dem die Mode spielt. Sein Markenzeichen ist deshalb die in den Stoff gebügelte Falte geworden, die in dem so erreichten neuen Volumen das Verhältnis zwischen Körper und Stoff grundsätzlich verändert. Auf dem Körper steht der Stoff wie eine Skulptur. Nichts verweist auf die Form des Körpers. Seine Bewegungen versetzen das Kleid unabhängig von einer Dynamik des Verschleierns und Entblößens in eben so überraschende wie raffinierte, aber rein abstrakte rhythmische Skulpturen.

Kawakubo und Myake verkehren die Dynamik des die westliche Mode beherrschenden Verhältnisses von Stoff und Haut ebenso witzig wie reizvoll. Aber erst im Kontrast dieses west-östlichen Divans kommt der Witz voll zum Tragen und trägt den Reiz zum Erfolg.

X GRILLE – Schön und funktional





Die neue Dimension der Lüftungsgitter
für Zu- oder Abluft verbinden Funktion und Ästhetik
in einem formvollendeten Design.

- Energieeffiziente und akustisch optimierte Luftführung
- Symmetrisches Lamellenprofil für beidseitige Anströmung
- Einfache Verstellung und homogene Optik
  durch verdeckte Lamellenkopplung

interior
innovation
award
2014
Winner

TROX® TECHNIK
The art of handling air

DIE MASKE (I)

Cornelius Tafel

Die Maske ist zugleich Schutz und Selbstdarstellung. Sie ist vom Träger trennbar; man kann sie abnehmen. Aufgesetzt aber bildet sie mit dem Träger eine Einheit, in der Vorstellung des Betrachters vom Träger nicht zu lösen. Zugleich wird die Maske als solche wahrgenommen, der Betrachter vermag daher den Träger auch nicht völlig mit ihr zu identifizieren.

Die Maske verändert den Träger, er nähert sich dem Ausdruck der Maske an, sei es durch das Bewusstsein, die Maske zu tragen, sei es durch die Reaktion der Betrachter, die den Ausdruck der Maske als den ihres Trägers wahrnehmen. Die Maske bietet dem Träger die Möglichkeit, ein anderer zu scheinen und damit teilweise auch zu sein. Sie befreit von den Grenzen des Ichs, nicht nur im Äußeren, sondern auch im Verhalten. Wer erkennbar eine Maske trägt, legitimiert auch ein abweichendes Verhalten, das dem Ausdruck der Maske entspricht. Es ist ein Spiel mit der eigenen Rolle. Die Maske findet ihre Anwendung und ihre Berechtigung in Ausnahmesituationen, fern vom Alltag, im Theater und im Karneval. Sie verändert bekannte Personen und bietet Unbekannten ein Versteck.

Die Maske ist ein gewähltes Gesicht, die Wahl ist jedoch nicht immer ganz frei. Oft ist auf Traditionen und Konventionen Rücksicht zu nehmen. Die Maske zeigt ein stilisiertes Gesicht, meist auf die Darstellung von einer Stimmung oder eines Charakterzuges reduziert. Die Maske zeigt kein Individuum, sondern einen Typus. Diese Reduktion auf das Typische wird durch die Unbeweglichkeit der Maske fixiert. Unbewegte Gesichtszüge nennen wir daher „maskenhaft“.

Die Maske zeigt und verbirgt zugleich. Sie zeigt (vielleicht) das Falsche und verbirgt das Echte: Das hat ihr nicht immer einen guten Ruf eingebracht; daher der Wunsch, jemandem die Maske abzureißen, ihn zu de-maskieren, zu ent-larven. Es besteht ein Spannungsverhältnis zwischen der Maske und dem Gesicht, das sie verdeckt. Die Maske wird von ihrem Träger autorisiert, sein Gesicht zu vertreten – er trägt die Verantwortung für die Folgen.

DIE MASKE (II) – MASKENZWANG

Cornelius Tafel

Das Sprechen über Architektur ist immer metaphorisch; die gewählten Metaphern sind zumeist biomorph; die statischen, unbelebten Gebäude werden wie Lebewesen charakterisiert. Ein Gebäude „erstreckt“ oder „erhebt“ sich, ein Turm „reckt sich in die Höhe“, Hütten „kauern sich“ usw.

Die Wahl der Metaphern beruht auf mitgedachten Analogien und sagt viel über die Auffassung von Architektur aus. Ob man die Gebäudehülle als „Haut“ oder als „Bekleidung“ bezeichnet, macht einen großen Unterschied. Wer von Haut spricht, sieht das Gebäude als einen möglicherweise lebendigen Organismus; hier spielt vor allem der Zusammenhang von Innerem und Äußerem eine Rolle; das Äußere des Organismus ergibt sich dann gleichsam von selbst. Wer dagegen von Bekleidung spricht, sieht die Gestaltung des Äußeren über die Erfüllung klimatischer Anforderungen hinaus als eine kulturelle Leistung, deren Wahl Spielräume zulässt und sich nicht nur als Ausdruck des Inneren deuten lässt.

Für die Ansicht eines Gebäudes sprechen wir, und viele andere Sprachen auch, von der Fassade, abgeleitet vom französischen face, also Gesicht. Damit wird die Analogie von Haut und Gebäudehülle konkret und konsequent auf die Analogie von Gebäudeansicht und Gesicht übertragen. Wenn wir dagegen der Analogie von Hülle und Bekleidung folgen wollen, stoßen wir auf eine ganz andere, in diesem Zusammenhang selten vorgebrachte Analogie: die von Fassade und Maske.

Dass sich in der Architektur das Gesicht als Metapher für die Ansichten eines Gebäudes durchgesetzt hat, hängt wohl damit zusammen, dass Gebäude zwangsläufig einen Abschluss nach außen, also eine Fassade haben, ebenso wie ein Körper ein Gesicht hat; anders die Maske, die das bereits vorhandene Gesicht nur zeitweise und nach Wunsch bedeckt. Demnach wäre also die Analogie von Fassade und Gesicht die stimmigere. Dieses Argument lässt sich aber auch umdrehen: Ein Gebäude hat eben kein Gesicht, das sich von Natur aus gleichsam von selbst einstellt. Egal, wie nachlässig und gedankenlos sie auch ausgeführt ist, die Fassade ist das Ergebnis von gestalterischen Entscheidungen. Ebenso wie man nicht nicht-kommunizieren kann (denn auch Kommunikationsverweigerung ist Kommunikation), so gibt es keine ungestaltete Fassade. Die Fassade ergibt sich nicht von selbst, sie muss gestaltet werden: in der Architektur herrscht Maskenzwang. Vielleicht ist doch die Analogie zur Maske für das Verständnis und die Gestaltung von Fassade fruchtbarer als die zum menschlichen Gesicht.

Mit unserer Analogie von Maske und Fassade hätten wir die Sympathie von Gottfried Semper, der die Gestaltung von Architektur eben nicht, wie scheinbar naheliegend, aus Funktionalität oder

Tektonik ableitet, sondern aus der Dekoration, dem Mummenschanz, dem Theater. Und hier ist auch seit jeher die Maske zuhause. Und das ist dann auch der Hauptunterschied zwischen Maske und Fassade: Die Maske ist Teil einer Ausnahmesituation, die Fassade ist notwendigerweise Alltag; wir haben das zuvor Maskenzwang genannt.

Und doch ist genau das zu wünschen: Dass die Fassade nicht als Alltäglichkeit und notwendige technische Aufgabe betrachtet wird, sondern als Maske, die spielerisch behandelt wird, weil sie sich nur zum Teil mit dem Gebäude, das sie bedeckt, identifiziert. Eine eigenständige Kunstaufgabe, die in einem Spannungsverhältnis steht zu dem, was sie bedeckt, verbirgt, andeutet, zeigt. Teil des Gebäudes und doch eigenen Ansprüchen und Gesetzen folgend. Vielleicht ist das eine der Haupterrungenschaften der nach-postmodernen Architektur: dass sie sich die Freiheiten, die sich die Postmoderne nahm, erhalten hat. Wie in den Fassadenwettbewerben der Renaissance ist die nachträgliche Gestaltung oder Neugestaltung von Fassaden heute wieder ein eigenes technisches und baukünstlerisches Thema. Keine Schönheitsoperation, kein Face-Lifting, sondern das Tragen einer neuen Maske.

IM DUNKEL SCHWEIGEN DIE BILDER

Erwien Wachter

„Stets muss das Innere noch einmal so viel sein als das Äußere. Dagegen gibt es Leute von bloßer Fassade wie Häuser, die, weil die Mittel fehlten, nicht ausgebaut sind und den Eingang eines Palastes, den Wohnraum einer Hütte haben.“ – Baltasar Gracián y Morales

„Was es zu beurteilen gilt“, überschreibt der spanische Schriftsteller und Moralphilosoph Baltasar Gracián y Morales in seinem Werk „El Critikon“ die Ergründung eines Konflikts, den er zwischen dem Individuum, das nach Selbsterhaltung strebt, und einem gesellschaftlichen Niedergang sichtet. Wüssten wir nicht, dass Gracián seine Gedanken im 17. Jahrhundert niedergeschrieben hat, könnten wir aus seinen Zeilen eine treffliche Reflexion unserer Zeit herauslesen. Bestätigung findet sich darin, dass aktuell Zeitanalytiker verschiedenster Provenienz vermeintliche Veränderungen im Verhältnis Gesellschaft und Individuum in ihre PCs tippen und Schnittflächen innerer Zustände und äußeren Gestaltungsausdrucks generieren. Vielschichtige Symptome werden zerlegt, Unterschwelliges wird an die Oberfläche befördert und Zusammenhänge zu mehrdimensionalen Netzen verknotet. Ob sich in all dem ein gesellschaftlicher Niedergang verortet, kristallisiert sich nicht wirklich heraus, dennoch ist unübersehbar, wie der bereits angesprochene Selbsterhaltungstrieb der Menschen vitale Spuren in den Alltag graviert.

Dämon Geld

Wie steht es nun um uns und unsere Bindekraft an die Gesellschaft? Beginnen wir unsere Suche mit einem Klischee: Nehmen wir an, Bilder fesseln die Gesellschaft in ihrer Vorstellung eines „wahren" Lebens. Dabei wissen wir, dass diese Bilder ihre Versprechen nie wirklich einlösen. Gleichzeitig stellen wir fest, dass im Alltag „normale" zwischenmenschliche Regungen abnehmen. Belassen wir es dabei, dann akzeptieren wir – ob bewusst oder unbewusst – ein Auseinanderdriften der Gesellschaft und dass sie sich so von den „wirklichen" Bedürfnissen der Menschen entfernt. Was will vor diesem Hintergrund eine Gesellschaft, die Hoffnungen schürt, indem sie die Arbeitswelt verändert, nach technischem Fortschritt und einer erweiterten Mobilität ruft, ihre Mitglieder spaltet und dabei aber ein neues Weltverständnis für einen verwert- und verwaltbaren Menschen produziert. Herauskommt eine Spezies, die ihr Heil in einer, wie es Guy Debord nennt, „Gesellschaft des Spektakels" sucht, die das Oberflächliche feiert, im Konsum Erfüllung findet, die sich in den Medien selbst erkennt und bewundert und alles für messbar und käuflich hält. Die zu einer Welt gehört, „in der sie als Ware sich selbst in einer von ihr geschaffenen Welt anschaut" – dem Dämon des Geldes untertan. Die Medien kultivieren dazu Vorbilder und Stars und täuschen darüber hinweg, was sich diese Menschen selbst versagen müssen und dabei am Abgrund der Überflüssigkeit taumeln. Auch die Politik betritt die Bühne der Shows, und Showbusiness wird zur Politik, von hingerissenen Claqueuren bejubelt. Menschen vielleicht, deren Nachdenken über ihre Bedürfnisse fragmentiert ist und die ignorant an die selbstgebaute Wand rennen, deren Brüchigkeit jederzeit ins Desaster führen kann. Aber zunächst werden in der Euphorie überschäumender Feste Dialoge zu Parodien und kompensieren immer neue Versprechen immer neue Enttäuschungen, so als würde darin die Erfüllung gefunden.

Schau wer du bist

Erfüllung – ein Fremdwort? Vielleicht ist alles zuvor Geschriebene Irrglaube. Was erfüllt sich aber, wenn in der alltäglichen Kommunikation das Recht auf Wissen (Ausbildung) vom Recht auf Vergessen (Geschichte) bekämpft wird, Geheimnisse als Lügen bewertet, Teilen als Anteilnahme definiert und Regulierung als Zensur verdammt wird. Die Spur, diesem Betrachtungsstrudel zu entfliehen, führt dahin, die Geborgenheit im „Nest der Netze" zu verlassen, um einmal im Spiegel das Innere und das Äußere des Selbst wahrzunehmen. Der Spiegel bietet dazu eine besondere Erfahrung: Licht aus und im Dunkel schweigen alle Bilder, verschwunden ist der Spiegel selbst auch. Also Licht an, hinschauen und nachdenken vielleicht: Zunächst treffe ich – wie es Foucault formuliert hat – auf einen Nichtort, sehe ich mich da, wo ich nicht bin, in einer Unwirklichkeit, die sich hinter seiner Oberfläche auftut. Dann aber bin ich

doch dort, wo ich nicht bin; als Gegenüber, das wiederum mich sichtbar macht, das mich mich erblicken lässt, da wo ich nicht bin, mich aber dahin zurückführt, wo ich wirklich bin. Diese Metapher zeigt den notwendigen Abstand, in dem sich das Innere als ein Ebensoviel wie das Äußere zeigt und wieder an das Selbst erinnert. Schauen wir in diesen Spiegel und wir werden begreifen, dass der Blick allein unsere Persönlichkeit nicht erschließt, auch, dass das Innere nicht vollends so sein kann wie das Äußere, das sich nur abbildet. Es bedarf also mehr als der Spiegelung, es bedarf der Sicht auf einer anderen Ebene, über die Oberfläche hinaus, einer Sicht, die das eigene Innere enthüllt, ja entblößt, nicht nur Teile davon, sondern alle ihre Verknüpfungen, ihre Verschiedenheiten, alle Wirkungen und alles Verborgene, wenn man, wie Goethe es formulierte „dasjenige wirklich schauen und nachahmen will, was sich als ein schönes, ungetrenntes Ganzes in lebendigen Wellen vor unserm Auge bewegt". Werde was du bist – ruft das Orakel von Delphi, und gleiches fordert das Bild im Spiegel: Schau wer du bist. Und wir spüren: das geht unter die Haut, wie es passend im Refrain der Band Silbermond aus Sachsen klingt: „Kommst du mit unter die Oberfläche, ich zeig den Kern von mir." Man kann von Glück reden, dass noch so manches unter die Haut geht, dass noch Gefühle und Wahrnehmungen bewegen, dass es sogar manchmal heilsam ist, wenn unser Sinnen wie eine Injektion in die Tiefen der Haut vordringt. Was aber, wenn sich dieses Glücksgefühl schon davongemacht hat, es sich unter die Haut verborgen, der Sichtbarkeit entzogen hat, vielleicht um den Diskurs um das Willkommensein in einer sich abschottenden Gesellschaft nicht dem Scheitern auszusetzen und die Oberfläche im unfühlenden Selbstzweck zu schonen. Das Ich erzeugt sich aus dem Selbst (Friedrich Nietzsche), und Individuen sind natürliche materielle Wesen, die um ihr Überleben kämpfen (Karl Marx). Verändert sich nun die Gesellschaft hin zum selbstbehaupteten Individuum, geht das Konzept Gesellschaft als Gemeinschaft verloren und damit sichtbar das zunehmende Verschwinden ihres vitalen und kreativen Potentials. Selbst revolutionäre Energien und dynamisch verändernde Kräfte verkochen in einer brodelnden Masse konsumierender Individualisten, bis schließlich die wirkliche Kraft der Freiheit in einer Gemeinschaft verdampft ist.

Inszenierte Oberflächen

Oberflächen galten und gelten gemeinhin als suspekt: Sie bieten sich an als Träger von Zierrat, suggerieren Bilder der Irreführung, auch des Scheins, der, wie es seit jeher heißt, trügt. Das vermeintlich Defizitäre der Oberfläche ist in erster Linie ein Phänomen, das von Inhalten ablenkt. Wesentliches wie Sinn, Wahrheit und Bedeutung suchen wir in der Tiefe, im Inneren, wo sich überhaupt erst eine prägende sinnliche Dimension entfaltet. Hierin vereinen sich ästhetische und mediale Umwertungen, welche die Effekte und Erscheinungen von Oberflächen rund um das konventionelle Wissen um die Tiefe erweitern. Avantgardebewegungen, postmoderne

Theorieansätze und neue Medien haben jeweils spezifische Ästhetiken und Betrachtungen über die Oberflächen geboten, welche die Erscheinungs- und Bedeutungsvielfalt des Begriffs beleuchten, seine Verbildlichung ausloten und Annäherungen an seine Komplexität erschließen.

Weiter angenommen, das menschliche Wesen macht sich auf der Oberfläche seiner Erscheinung fest, dann wollen wir auch wissen, welche Bedeutung dies für die Ausformung seiner kreativen Konzepte hat. Ein Beispiel: Im gebauten Lebensraum absorbieren wir Wahrnehmungen von Gebäuden aus der Perspektive des Betrachters und wir treffen auf vergleichbare Phänomene, die sich bei den Menschen zeigen. Sprechen wir bei Gebäuden von Oberflächen, dann sprechen wir von einem der wesentlichen Prinzipien der Architektur: der Fassade, der Gebäudehülle als sichtbare Oberfläche des gebauten Volumens. Diesen Überlegungen folgend sehen wir das Bild einer Fassade per se ebenso wie ein Abbild des Menschen, sehen die Struktur des jeweils Inneren, beim Gebäude die Funktionen und Konstruktionen, beim Menschen seine Organe, seine Kreisläufe, seine Psyche und sein Denken verschleiert. Dieser Konflikt drückt der Architektur den Stempel der Kulissenhaftigkeit, dem Menschen der Maskenhaftigkeit auf. Verstärkt inszenieren Make-up, Coiffeurkunst, gewagte Dekolletés, Tattoos oder Schmuck einerseits und virtuell produzierte Materialität, Leuchtdioden, Bildschirme oder Plasmaplateaus andererseits wechselnde Oberflächen mit Mustern, Strukturen oder Bildsequenzen und entbinden insbesondere Fassaden aus dem lediglich Statischen, dem Starren und Schweren, hin zur Befreiung im Interaktiven. Damit werden die einst gepriesene Einheit von Oberfläche und Form, von Fläche und Tiefe obsolet und der ehemals ganzheitliche Charakter des Außen und Innen durch das „Trennende“ oder „Maskenhafte“ in Gänze aufgehoben.

Niederlage des Analogen

Dieser Einschub verweist auf die Untrennbarkeit von Individuum und Gesellschaft und ihren kreativen materiellen und geistigen Produktionen. Aber es zeigt sich eine spür- und sichtbare Verschiebung der Wertigkeiten, die neue Sichtweisen motivieren, die tradierte hierarchische Strukturen und Organisationsmodelle ersetzen. Eine veränderte Weltbeschreibung und eine neue Wissensorganisation auf einer ausschließlich zweidimensionalen Ordnungsebene, ohne Kreuzungen und Überlagerungen hierarchischer Ordnungsstrukturen, präferieren „Einheiten“ vor „Vielheiten“. Und erklärt so den Wert scheinbar chaotischer Verknüpfungen: „Der Baum und die Wurzel zeichnen ein trauriges Bild des Denkens, das unaufhörlich, ausgehend von einer höheren Einheit das Viele imitiert…“ (Gilles Deleuze und Félix Guattari). Die Tür zur Befreiung von definierten Ordnungsstrukturen ist aufgetan.

Dieses Denken vervielfältigt unvermeidlich die Bilderzahl, die in einer daraus folgenden Überforderung der Wahrnehmungsfähigkeit eine

Selbstbezauberung im Allverfügbaren simuliert, die als Schutzvernunft mit Tabus immer neue Tabus bricht und in der jede Meinung so gleichgültig wird wie jede andere. Was bleibt ist eine unstete Weltsicht ohne zugängliche Einsicht zum Preis des drohenden Verlustes analogen Denkens, den Verlust der Geschichtlichkeit. Vielleicht haben sich dahin bereits auch Mensch und Gesellschaft bewegt oder der Quadrant ihrer Positionen verschoben. Letztlich werden sich vor diesen bedrängenden Entwicklungen die Augen nicht verschließen lassen. Und es wäre fatal, wenn die Furcht vor den Auswüchsen ungehemmter Einbildungskraft so vollends verloren wäre und dieser Mangel an Einsicht in der Kunst eskalieren würde, selbst Wind zu verkaufen. Würde aber dann das Marktgeschrei im Anpreisen von allem und jedem zur bloßen Show, würde es nicht verwundern, wenn sich alle Bewunderung in sich selbst erschöpfte. Und Erschöpfung ist es, Sättigung auch vielleicht, die temporäre Highlights wie alle Moden vergänglich machen. Dann werden Nichtwissen und Ignoranz zur Mode, und Wissenskultur wird – wie schon in unseren Schulen zu sehen – verkümmern, überwuchert von gebrauchsfähiger Wissensvermittlung. Wir leisten es uns in einer hochkapitalistischen Gesellschaft, umfassendes Wissen zu verschwenden und das delegierte Wissen als höchste Tugend zu preisen.

Aber ist es eine Tugend, die den Menschen zum Mittel zum Zweck macht, ihn daran hindert, den Zweck in sich selbst zu finden, und welche Tugend ist es, die das Individuum „Ich“ sagen lässt und es sich so der Gemeinschaft versagt? Der Ausfluss dieser Tugend wird dann nicht ergiebiger sein als ein Blick ihrer Wärter in die Tiefe eines Brunnens, dessen Grund zu sehen er verwehrt. Zu leicht verbirgt die oft zu euphorische Sicht auf die eigenen kreativen Produktionen die Notwendigkeit einer selbstkritischen Zensur. Ein Glück der Einsicht wäre es, wenigstens die Dinge, die an die Oberfläche treiben wollen, wahrzunehmen, die Dinge, die die Mittel bieten, bei Licht betrachtet den Ausbau unseres Hauses innen wie außen zu befördern, eines geistigen Hauses, das und auch dessen Bewohner mehr ans Licht bringen als bloße Oberfläche.

proHolz

Bayern

Fachplaner lesen zuschnitt

Sie gestalten mit Ihrer Arbeit die Zukunft von Holz als Werkstoff und Werke in Holz mit. Die Fachzeitschrift **zuschnitt** dient Ihnen als eine gute Informations- und Inspirationsquelle.

zuschnitt berichtet über gute Lösungen aus Holz: für den Bau, den Ausbau, die energetische Modernisierung, die regionale Wertschöpfung und die Energiewende. Holz gibt dem Prinzip der Nachhaltigkeit ein Gesicht.

zuschnitt kommt kostenfrei und bequem in Ihren Briefkasten – viermal im Jahr.

proHolz Bayern

Cluster-Initiative
Forst und Holz in Bayern gGmbH
Hans-Carl-v.-Carlowitz-Platz 1
85354 Freising

www.proholz-bayern.de

Mit drei Klicks zum Abo:

www.proholz-bayern.de

1. Holz ist genial
2. Fachzeitschrift zuschnitt
3. zuschnitt im Abo

Das zuschnitt-Abo ist kostenfrei.

Mehr Informationen:

UNTER DEM MAX-JOSEPH-PLATZ

Wilhelm Kücker

Unter der Oberfläche einer Stadt, den Blicken entzogen, versorgen Kanalisation und Kabeltrassen von unten ihre Bürger mit dem heute selbstverständlichen störungsfreien Komfort. Und nur mal so nebenbei bemerkt: während „Oberfläche" als geometrischer Terminus „Begrenzungsfläche eines festen Körpers" wertfrei ist, lässt sich das von dem daraus abgeleiteten Eigenschaftswort „oberflächlich" – „leichthin gesagt" – nicht behaupten!

Nach diesen Vorbemerkungen nun zum eigentlichen Thema: ein uns naheliegendes Beispiel im Zentrum Münchens der Max-Joseph-Platz, frei geworden nach dem Abriss des der Säkularisation zum Opfer gefallenen Franziskanerklosters, unter dem sich heute eine zweigeschossige Tiefgarage befindet. Für die Automobilisten unter uns nicht mehr wegzudenken. Wer aber weiß schon, dass sich hier einmal die Keller des mittelalterlichen Klosters erstreckten? Ich zum Beispiel – persönlich von der Baumaßnahme betroffen, weil dieser Gebäudekomplex, sein Bau und seine Geschichte vor Jahren Gegenstand meiner Dissertation war. Mein Doktorvater Friedrich Krauss, Ordinarius der Münchner TH (so hieß die damals noch!) und Direktor des Instituts für Bauforschung, verpflichtete mich noch vor Abschluss des Promotionsverfahrens, die beim Abbruch der Keller zu entdeckenden Baureste zu vermessen und zeichnerisch zu dokumentieren. Das war 1963.

Das Klosterareal erstreckte sich über den ganzen Max-Joseph-Platz – von der Residenzstraße bis zum Nationaltheater einschließlich seines Säulenportikus und vom Königsbau der Residenz bis zum ehemaligen Törringpalais, später Hauptpost (mit der toskanischen Kollonade!) an der Maximilianstraße, auf einer Fläche von gut 100 x 100 Metern. Die Klosterkirche war eine dreischiffige Basilika, vergleichbar der vom Abbruch verschonten Augustinerkirche an der Neuhauserstraße, und maß in der Längsachse gut 75 Meter. Bildmaterial dazu von unschätzbarem Wert, vor allem die dreidimensionale Darstellung in Jakob Sandtners Stadtmodell von 1572 (im Stadtmuseum) oder auch Michael Wenings „Vogelschauansicht" von 1763 sowie ein Erdgeschossplan von 1763.

Fazit: Nach Wiederherstellung der historischen Pflasterung abschließend die Frage: Wer wurde durch die Wühlerei unter der Platzoberfläche geschädigt? Wer hat überhaupt von der ehemaligen Existenz des Klosters an diesem Ort gewusst? Was man nicht gekannt hat, vermisst man auch nicht. Von öffentlichen Protesten keine Rede. Der Verlust der nur noch unterirdischen, das heißt unsichtbaren Relikte, ließ sich leicht mit dem Gewinn so vieler PKW-Abstellplätze inmitten der Stadt, ihrem Einkaufszentrum, verrechnen. Panta rhei (Alles fließt).

Dokumentation: Oberbayerisches Archiv, Band 86 (1963) und 87 (1965)

IM UNTERGRUND

Cornelius Tafel

Gerne verstecken wir Architekten im Untergrund, was wir nicht sehen wollen, Versorgungs- und Entsorgungsleitungen, Neben- und Lagerräume, Technik. Die meisten Planer geben sich mit unterirdischen Bauten ungern ab. Mit Ausnahmen: Einem gestalterisch wenig ambitionierten Kollegen wurde nachgesagt, er plane am liebsten Tiefgaragen, da brauche er keine Fassaden zu zeichnen.

Überhaupt wird das, was unter der Erde geschieht, missachtet, gefürchtet oder belächelt. Die ins Leben verliebten Griechen verbannten die Toten ins Reich der Schatten unter der Erde; das ist Hades' Reich. Die christliche Mythologie übernimmt diesen Topos mit moralischer Wertung; ab da ist die Unterwelt die Hölle, der Ort, wohin nur die Übeltäter kommen. In der Unterwelt lebt auch der schreckliche Minotaurus der griechischen Mythologie und Alberich, der von den Rheintöchtern bei Wagner verspottete Herrscher über das Rheingold. Schätze hat die Unterwelt viele, Kohle, Öl und Gas, aber auch Edelmetalle, Edelsteine und seltene Erden. Die Menschen begehren diese Schätze – aber die, die sie bergen, oft unter Einsatz ihres Lebens, werden dafür nur schlecht entlohnt, nur bedingt geschätzt und schon gar nicht geschützt. Erst kürzlich meinte der türkische Ministerpräsident bei dem jüngsten Grubenunglück, Arbeit in den Minen sei nun einmal gefährlich, Berufsrisiko eben.

Kein Wunder also, dass auch die Architekten dem Bauen unter der Erde (und ohne Fassaden!) zumeist wenig Beachtung schenken. Oft sind die räumlichen Qualitäten unterirdischer Bauten unbeabsichtigte Nebenprodukte, die ihren Niederschlag nicht in der Architekturkritik, sondern in Literatur und Film finden: etwa in Victor Hugos „Les Misérables", mit einer schicksalhaften Begegnung der Protagonisten in der Pariser Kanalisation. Die Kanalisation von Wien ist Schauplatz des Romans „Die Dämonen" von Heimito von Doderer und natürlich im „Dritten Mann" von Carol Reed. In allen drei Fällen ist der bauliche Untergrund Metapher für einen sozialen oder einen politischen Untergrund.

Der Untergrund ist aber auch Metapher für seelische Abgründe, etwa in den Carceri des Piranesi, in den Romanen von Joris-Karl Huysmans und schließlich in der Psychoanalyse Sigmund Freuds. Bei aller Bedeutung, die das Unbewusste dort hat, ist doch die Bewertung des Unbewussten ambivalent: Ziel der Psychoanalyse ist schließlich, das Unbewusste ans Tageslicht zu heben und in Bewusstsein zu verwandeln. Ähnlich wie in Platons Höhlengleichnis ist der Weg zur Erkenntnis mit einem Aufstieg aus der Höhle ans Tageslicht zu vergleichen. Auch hier ist der Untergrund Metapher für das Unheimliche, das Verdrängte, das, was man nicht sehen will. Nur verständlich, dass es die Architekten ähnlich halten und in Übereinstimmung mit der Gesellschaft, für die sie bauen, dem Untergrund nur das Unangenehme oder Nebensächliche überlassen.

So gibt es also, verglichen mit ihrer Zahl und ihrem Umfang, auch nur wenige unterirdische Bauten, die mit architektonischem Anspruch errichtet werden. Ein Anlass dafür sind Erweiterungen für bestehende Bauten, die aus Platzmangel nur noch in den Untergrund wachsen können: aus neuerer Zeit die unterirdische Erweiterung des Städel-Museums. Ebenfalls als Museumserweiterung wurde einige Jahre zuvor ein Ausstellungsraum für das Lenbachhaus im U-Bahn-Zwischengeschoß eingerichtet. Beispiele aus dem vergangenen Jahrhundert für repräsentative Anlagen im Untergrund sind die Bahnhöfe der Pariser und Moskauer U-Bahn. Ein noch viel weiter zurückliegender, gänzlich singulärer Bau ist die unterirdische Zisterne Yerebatani Saray aus byzantinischer Zeit in Istanbul, ein riesiger unterirdischer Wasserspeicher an zentraler Stelle, der auf ca. 300 korinthischen Säulen ruht; vielleicht ein Ausdruck der Wertschätzung und Sorgfalt, die die Römer auch für profane Bauaufgaben aufbrachten.

In den Untergrund baut man nur, wenn man dorthin muss: aus technischen Gründen, wie bei der großen Zisterne oder aus Platzmangel wie beim Städel-Museum. Aus diesem Grund entstehen nur wenige Gebäude im Untergrund, die für ihre Nutzer tatsächlich existenzielle Bedeutung haben. Auch dafür gibt es ein Beispiel: die römischen Katakomben, in denen die Christen ihre Gottesdienste feierten und ihre Toten bestatteten. Sie bauten die Katakomben unter der Erde, weil sie so bauen mussten, wie sie lebten: im Untergrund.

IM SCHACHT

Klaus Friedrich

Wer kennt es nicht, das Gefühl, irgendwie abgemeldet zu sein. Mich überkommt es regelmäßig beim Betreten der U-Bahn. Und es liegt nicht etwa daran, dass die Funkverbindung des Mobiltelefons unterbrochen wäre. Was manchmal doch Gott sei Dank passiert. Man möchte ja nicht um jeden Preis Zeuge jener Telefonate werden, in der Beziehungen beendet, Einkaufslisten abgeglichen oder die Kotfarbe des neuerworbenen Dackels kommuniziert werden.

Es ist vielmehr der Eindruck, nicht mehr das wahrzunehmen, was um einen herum und draußen passiert. Ausgenommen das allgegenwärtige Wischen. Neuerdings werden nicht nur die kleinen Oberflächen der Mobiltelefone gewischt, sondern B-5 große Plastikbretter, sogenannte Kindle eReader. Das ist der zeitgemäße damenhandtaschenkompatible Buchersatz. Er ist nicht nur um ein vielfaches leichter und dünner als ein 500 Seiten Wälzer, sondern abwaschbar. Und Eselsohren bekommt er auch keine, selbst wenn man ihn mit Schlüssel, Telefon und allerlei anderen Utensilien in die kleinste Tasche pfercht.
Die Vorstellung, kein Buch oder keine Zeitschrift mehr physisch in den Händen zu halten, ist für mich befremdlich. Das Buch beinhaltet ein konkretes Erlebnis des Raums und der Zeit. Während des Lesens können wir jederzeit vor und zurückblättern und haben dabei den Gesamtumfang des Buchs im Blick. Dieses simultane Erfassen von Anfang und Ende fehlt bei seinem elektronischen Ersatz. Hier sind die oben erwähnten Informationen in einer Ebene unter der Bedieneroberfläche abgelegt. An der Seitenzahl ist meine Position im Text im Verhältnis von Anfang zu Ende ablesbar. Dennoch ist sie als Zahlenverhältnis ungleich abstrakter. Es gibt kein Geräusch beim Wenden der Seiten und kein Griff des Papiers, auch keinen Geruch. Alle Sekundär- und Tertiärinformationen, die vielleicht nur das Unterbewusste erreichen und dennoch das Gesamtbild anreichern, das sich beim Lesen einstellt, fehlen. Es ähnelt dem Fahren im Tunnel, bei dem wir durch die Fenster schauen, und doch draußen nur das Nichts vorbeizieht. Wir sind abgemeldet.

DREI WELTEN

Cornelius Tafel

Als Titelblatt für die Vorstellung eines Seminars zum Thema „Zwischen innen und außen – die Fassade“ fand sich eine Abbildung, die den Inhalt und die Zielsetzung des Seminars perfekt wiedergab: kein Foto einer modernen und kein Kupferstich einer historischen Fassade, kein Modellfoto und keine Detailaufnahme, sondern eine Graphik des niederländischen Künstlers Mauritz Cornelis Escher. Sie heißt „Drei Welten“ und zeigt den Ausschnitt einer Wasseroberfläche. Das Ufer ist nicht zu sehen, aber auf den Blättern, die an der Oberfläche treiben, spiegeln sich die Bäume des Gewässerrandes, und zwischen den Blättern lugt aus der Tiefe des Gewässers ein Karpfen hervor.

Der Titel der Grafik erklärt sich von selbst: Neben dem Raum vor der Oberfläche, repräsentiert durch die Bäume, und dem Raum dahinter, in dem sich der Karpfen tummelt, bildet die Oberfläche selbst, obwohl nur Fläche, eine eigene Welt – eben jene Welt, die im Seminar dann erkundet wurde.

Eschers Titel „Drei Welten“ gibt dem Architekten einen wichtigen Hinweis: Die Fassade gehört nicht nur dem Raum, der dahinter liegt und dessen notwendigen klimatischen Abschluss sie bildet. Sie gehört aber auch nicht ausschließlich dem öffentlichen Raum, dem gegenüber sie das von ihr abgeschlossene Innere darstellt. Sie folgt ihren eigenen Gesetzen und nicht nur den innen- und stadträumlichen Vorgaben. Die künstlerische Qualität dieses Bildes liegt, wie die einer guten Fassade, darin, dass es alle drei Welten zum Ausdruck bringt: wie die Blätter an der Oberfläche in Eschers Graphik.

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 4.14 befassen sich mit dem Thema „Überirdisch“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 20. Oktober 2014

National Museum of American Jewish History,
Philadelphia, USA
Architekten: Ennead Architects, New York, USA

Das Fassaden-System der Zukunft

-vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt.

Die **LONGOTON®-Ziegelfassade**,
großformatige keramische Fassadenplatten mit
Längen bis 3.000 mm.

Moeding Keramikfassaden GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Telefon + 49 (0) 87 32 / 24 60 0
Telefax + 49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de

MOEDING

LONGOTON®

MÜNCHEN – DIE BANALSTE STADT EUROPAS?

Michael Gebhard

Nicht mit Frage- sondern mit Ausrufezeichen ist das die veröffentlichte Meinung des Kollegen B. aus B. Nach dem Motto, wo ich keinen Erfolg habe, kann sowieso nichts Gutes entstehen. Wer sich in den von der Münchner Abendzeitung in ihrer Serie zur Münchner Architektur angeschlagenen Tenor, die Klage über die bösen Schuhschachteln, die sich Architektur nennen, einreiht, der sollte sich vielleicht zuerst an seine eigenen baulichen Hinterlassenschaften in eben dieser „banalsten Stadt Europas“ erinnern. Erinnert irgendwie schon an das, was hier beklagt wird – das Schachtelige und das Graue.

Wundern tun wir uns allerdings schon lange nicht mehr über die Aussagen von B. aus B. Wundern tun wir uns, dass der Presse in München, und da steht die AZ nicht alleine, seit Jahrzehnten nichts besseres einfällt, als immer den gleichen B. zu Wort kommen zu lassen. Trotzdem habe ich mich verleiten lassen, B. einleitend zu zitieren statt ihn gebührend zu ignorieren. Das ist meinem Faible für selbstkritische Kollegen geschuldet.

Schluss mit B. Wenden wir uns wieder Wichtigerem zu, dem Zustand Münchens, dem Zustand seiner aktuellen Wohnbauarchitektur.

Volkes Stimme kommt in dieser Debatte von ganz allein auf Begriffe wie Käfighaltung, Schuhschachteln und deprigrau, ließen sich außerdem Kasernen, Bunker, Gefängnisse und einige noch diffamierendere Begriffe hinzufügen. Obwohl diese Terminologie schlicht nur polemisch ist, kann man trotzdem nicht umhin, in ihr ein Fünkchen Wahrheit zu erkennen.

Macht man sich die Mühe und besucht die angesprochenen Wohngebiete, wie den Arnulfpark, Riem oder Hirschgarten, so drängen sich einem doch eher Begriffe wie monoton, langweilig, bisweilen auch öde auf. Vielfältig und lebendig würde einem nur gegen innere Widerstände über die Lippen kommen. Muss das so sein? Nein, denn anderswo geht's anders. Man denke an die Hafencity in Hamburg, man denke an das Kabelwerk in Wien, man denke an Carlsberg in Kopenhagen.

Warum in München nichts Vergleichbares entsteht, ist erst einmal schwer zu verstehen. Vielleicht liegt es an der spröden Schotterebene, auf der wir bauen müssen. Da wächst einfach nichts Vernünftiges. Demzufolge kann auch keiner Schuld daran sein.

Wenn das so einfach wäre. Schuld sind in der öffentlichen Wahrnehmung oft und gerne die Architekten, die gleich einer Erbsünde die Generalschuld für alles, was am Bau schiefgehen kann, gepachtet haben. Manchmal werden auch Bauträger, seltener die Stadt München selbst, genannt.

Sicher ist, dass nicht einer allein für den aktuellen Zustand in manchen Münchner Baugebieten verantwortlich gemacht werden kann. Es ist ein Zusammenspiel, bei dem ein Rädchen ins andere greift. Ein Zusammenspiel, in dem sich die immergleichen Bauträger mit ganz spezifischen Vorstellungen vom Wohnen und seiner Architektur und die immergleichen Architekten, die ebenjene Vorstellungen mit der Muttermilch aufgesogen zu haben scheinen, sich gegenseitig befruchten. Inzucht führt, das ist bekannt, gerne zu unerfreulichen Resultaten. Viele davon werden uns noch lange begleiten. Es ist auch ein Zusammenspiel aus Vorurteilen, die besagen, dass sich nur ganz Bestimmtes verkaufen lässt, aus Gewinnmaximierungsinteressen und Willigkeit aller notwendigen Erfüllungsgehilfen. Diesen festgeschmiedeten Teufelskreis durchbricht so schnell keiner. Da braucht es – auf allen Ebenen, insbesondere

der politischen – starke Persönlichkeiten, die willens sind etwas zu ändern. Dumm nur, dass es von dieser Art Mensch immer weniger gibt – eine aussterbende Spezies.

Tragen wir Architekten als Erbsünder schon schwer genug, so sticht gerade im Wohnungsbau mit seinen starken ökonomischen Restriktionen ein eklatantes Defizit der Architektenschaft ins Auge. Was uns fehlt, ist ein Formenkanon. Ein Formenkanon, aus dem wir auch mit wenigen Mitteln als schön und abwechslungsreich empfundene Gebäude gestalten können. Gestaltungselemente, auch Ornamente, die in der Architektenschaft ebenso wie in der Gesellschaft anerkannt sind.

Wir sind darauf getrimmt, uns in skulpturalen Formschöpfungen auszudrücken. Was an Ornament nicht mehr verfügbar ist, wird durch Baukörperfigur oder Ansätze davon ersetzt. Wenn das aus Kostengründen nicht geht, bleibt ein Spiel mit Fenstern in Größe, Höhenlage evtl. noch Fassadentiefe, vielleicht noch ein paar andere Materialien abseits vom verputzten WDVS. Zieht man noch Farbe in Betracht, ist das beleibe nicht zu wenig. Trotzdem gelingt es in München nicht oft, den zugegeben hohen Ansprüchen gerecht zu werden.

Die Folge ist notgedrungen der Schrei nach Sensationen. Da sind sich Medien und Volk schnell einig. Ist die Not besonders groß, dann genügt es meist schon, dass ein Projekt, unabhängig von seiner Qualität, von der Norm abweicht. Das ist dann mutig und erstrebenswert und wird in den Himmel gelobt. Gestern Sensation, morgen schon Bausünde von gestern – gegeißelt von denen, die einst Lobgesänge publizierten.

Unsere Gesellschaft befindet sich in einem Zustand der Dauererregung, in einer Form von ästhetischem Priapismus – ekstatisch aufgeladen, aber schnell enttäuscht, unglaublich und dauerhaft ungeduldig, demzufolge niemals gelassen oder gar zufrieden. Man könnte meinen, ihr Ziel sei, ihre bauliche Umgebung zu einem Abbild ihrer selbst zu machen. Ein Spiegelbild ihrer ewigen Unzufriedenheit. Auch das steckt, neben dem kleinen Fünkchen Wahrheit, hinter dieser Debatte.

Dazwischen, zwischen dem immerwährenden ökonomischen Schleif- und Abnutzungsprozess und der gesellschaftlichen Erregungshaltung bewegt sich der Architekt. Nicht als mythischer Erfinder, wie der ihm oftmals als Urvater zugeschriebene Dädalus, sondern als dessen Gegenteil. Als der ausdauernde und unermüdliche Dauerschwerstarbeiter Sisyphos. Unermüdlich rollt er den Stein jeden Hang hinauf, den ihm die gesellschaftliche Erwartungshaltung auftürmt, um sich an dessen Gipfel doch wieder nur am Fuße des nächsten Erwartungsberges wiederzufinden. Eine traurige Gestalt mit wenig Aussicht auf Erlösung.

UNEROTISCH

Michael Gebhard

„Wer heute an einer Wettbwerbsjury teilnimmt, findet dort Gemeinderäte und Bürgerschaftsvertreter vor, die mehr oder weniger hilflos einer Phalanx von durchgehend schwarz gekleideten – das muss die Dienstuniform deuscher Architekturprofessoren sein – Fachleuten vor, die in einer unverständlichen Sprache reden und nach geheimnisvollen Ritualen Runde um Runde selektieren, um am Ende den Entwurf zu küren, von dem sie das von Anfang an schon gewusst haben – was ich nicht beweisen kann. Danach gehen sie nach Hause und überlassen die Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit uns Bürgermeistern. Diese Arbeitsteilung ist ‚unerotisch', denn nicht immer ist das Expertenurteil fanclubfä-

hig. Ich rede hier nicht einer Baukultur nach Mehrheitsabstimmung das Wort, aber Kunst, Musik und auch Architektur, bedürfen gelegentlich der Erklärung manchmal gar der Überzeugungsarbeit, und das ist Aufgabe aller Beteiligten."(1) So spricht Ulrich Maly, Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg und derzeit Präsident des Deutschen Städtetages.

Wahr daran ist, dass Architekten gerne schwarz tragen und dass Architektur der Erklärung und oft auch der Überzeugungsarbeit bedarf. Soweit stimmen wir mit Herrn Maly überein. Der Rest könnte getrost unter polemischer Populismus abgehakt werden, den jeder leicht als solchen erkennen und entlarven kann, der schon einmal als Preisrichter tätig war. Das Infame daran ist, dass diejenigen, die sich mit Wettbewerben nicht auskennen, und das ist die große Mehrheit, vermutlich glauben, was da aus scheinbar berufenem Munde gesprochen wird. Gegenteiliges werden sie in den ihnen zugänglichen Medien kaum finden. Damit ist die populistische Rechnung schon fast aufgegangen. Architektenbashing als wohlfeiles Mittel der Politik.

So stelle ich mir den Umgang eines Oberbürgermeisters und Präsidenten des Deutschen Städtetages mit Architekten nicht vor. Wenn es das Wort unerotisch überhaupt gäbe, wäre es die richtige Bezeichnung dafür.

1 Ulrich Maly: Bürgerschaftliches Engagement – Die Keimzelle der Demokratie

CONTRA

RICHTIG, WICHTIG UND DOCH FALSCH

Cornelius Tafel

München braucht ein NS-Dokumentationszentrum, das ist unbestritten. Mit seiner Eröffnung im Frühjahr 2015 wird der beschämende Zustand beendet, dass Hitlers Lieblingsstadt und „Hauptstadt der Bewegung“ fast 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges noch ohne einen zentralen Ort ist, in dem die NS-Vergangenheit der Stadt in ihren vielen, heute noch sichtbaren Zeugnissen aufgearbeitet, dokumentiert und in Ausstellungen zugänglich gemacht wird. Auch der Standort erscheint aus historischer Perspektive stimmig für dieses jetzt endlich entstehende Zentrum, das an der Stelle des kriegszerstörten „Braunen Hauses“ errichtet wird, der Gestapozentrale, in der die Fäden des NS-Staatsterrorismus zusammenliefen. Mit dem NS-Dokumentationszentrum entsteht in der Form, in der es jetzt realisiert wird, zugleich ein Bauwerk, das einen neuen Schwerpunkt an der historischen Raumfolge der Briennerstraße schafft – aber städtebaulich wirft gerade dieser neue Schwerpunkt Fragen auf, wie gleich zu zeigen sein wird.

Die Vorgeschichte

Ursprünglich war die Raumstruktur der südlichen Maxvorstadt in der Konzeption Karl von Fischers eine sehr offene, tatsächlich vorstädtische Anlage mit geringer baulicher Dichte. Alle Bauten an der Raumfolge Karolinenplatz/Königsplatz stehen weit auseinander, lassen sich und den anderen Bauten viel Platz. Daran änderte auch die Ergänzung durch Klenzes Propyläen wenig, der dem Königsplatz mit einem eher symbolischen Stadttor nach Westen räumlichen Abschluss gab.

Im Nationalsozialismus wurde die Raumkonzeption am Königsplatz grundlegend verändert. Symmetrisch zur Brienner Straße wurde der Platz durch spiegelgleich angeordnete Ehrentempel und breit gelagerte Verwaltungsbauten, heute Musikhochschule und Zentralinstitut für Kunstgeschichte, weitgehend nach Osten abgeriegelt. Einen ebenso starken Eingriff stellte die Veränderung der Platzoberflächen dar. Mit einem einheitlichen Belag aus ein Quadratmeter großen Granitplatten wurden die zuvor locker angeordneten Einzelbauten zu einem großmaßstäblichen Platz zusammengefasst und auf die in den Platzraum hineinragenden Ehrentempel ausge-

richtet. Vom Platz aus schaute das Braune Haus hinter dem nördlichen Ehrentempel hervor.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte eine Rückverwandlung des Königsplatzes in zwei Stufen. In der ersten Nachkriegszeit wurden die Ehrentempel gesprengt (deren Sockel heute noch bestehen) und die Arcisstraße durch Grünstreifen vom Königsplatz getrennt. Die ehemaligen NS-Bauten rückten dadurch in den Hintergrund; durch Entfernung der NS-Symbole und Umnutzung wurde versucht, Spuren der NS-Vergangenheit zu tilgen. Die Sprengung der Ehrentempel und die Kriegszerstörung des Braunen Hauses bewirkten eine wiederhergestellte Offenheit und Durchlässigkeit zwischen den Platzräumen von Karolinen- und Königsplatz, die der ursprünglichen Konzeption entsprach.

In einer zweiten Umbauphase wurde 1988 der Plattenbelag gegen eine differenzierte Flächengestaltung aus Kies-, Rasen- und Pflasterflächen ausgetauscht und damit der ursprünglichen Gestalt wieder angenähert. Diese zweite Umgestaltung war nicht unumstritten. Sie wurde als eine verharmlosende Form von Nostalgie kritisiert, mit der die Spuren der NS-Vergangenheit beseitigt werden sollten. Zugleich ist aber die ursprüngliche Konzeption frei stehender Einzelbauten in lockerer Anordnung nun wieder erkennbar.

Der Neubau

Nun also der Neubau des NS-Dokumentationszentrums, Ergebnis eines Wettbewerbs; gebaut wurde der einstimmig zur Ausführung empfohlene erste Preis. Innerhalb eines schlicht und diszipliniert gestalteten aufrechten Quaders sind die Raumanforderungen in einer komplexen und zugleich gut nutzbaren Weise realisiert. Die zentralen Anforderungen der Auslobung wurden umgesetzt, insbesondere der Verzicht auf Repräsentation und die Sichtbeziehungen zu den Außenräumen. Entstanden ist ein Bau, der sich in erfreulicher Weise jeglicher Symbolik und Bedeutungsschwere an diesem belasteten Standort enthält.

Also alles gut? Leider nein. Der für sich genommen gut gestaltete Bau ist städtebaulich völlig verfehlt – und das ist nicht nur die Schuld der Architekten. Verführt wohl durch die Symbolik, die in der Besetzung dieses Ortes liegt, und in dem Bestreben, den immer noch bestehenden NS-Bauten mit einem auch in der Höhe dominanten Bau Paroli zu bieten, beeinträchtigt der Siegerentwurf die ja zusehends wieder erkennbare historische Komposition der Raumfolge entlang der Briennerstraße in hohem Maße. Das neue Bauwerk sieht (erfreulich nur für die, die herausschauen können) von oben sowohl auf den Königs- wie auf den Karolinenplatz herab und drängt sich, gezwungenermaßen aufgrund des vorgegebenen Bauplatzes, nahe an den Straßenraum heran. Dazu befand das Preisgericht: „Selbstbewusst wird der Würfel mit ausgeprägter

Höhenentwicklung in den städtebaulichen Raum situiert" – zu sagen, er habe sich „integriert", wagte man dann doch wohl nicht zu behaupten.

Hier ist das seltene und wohl unbeabsichtigte Kunststück gelungen, gleich zwei Plätze in ihrer städtebaulichen Wirkung empfindlich zu stören.

Was ist passiert? Über der baulichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus hat man bei der Wahl des Standorts die Struktur und die Konzeption des Straßenraumes Brienner Straße und der daran aufgereihten Platzräume übersehen. Dazu trug sicherlich auch die beruhigende Vorstellung bei, eigentlich nur einen bereits zuvor bebauten Ort wieder zu bebauen – was sollte daran schon falsch sein? Das Palais Barlow (später Braunes Haus) war allerdings auch schon zu groß für den Standort, aber immer noch schmaler und niedriger als der jetzige Neubau. Bei Erfüllung des Raumprogramms an der geforderten Stelle blieben den Wettbewerbsteilnehmern auch nur wenige Möglichkeiten, das Gebäude stadträumlich zu integrieren; vielleicht war das ja auch nicht gewollt. Die Gewinner des ersten Preises haben dann die Flucht nach vorne angetreten und einen fast turmartigen Bau entworfen, aber auch die anderen Preisträger haben recht massive Volumina hingestellt – mit einer interessanten Ausnahme: Ein Sonderpreis stanzte das verloren gegangene Volumen des Braunen Hauses gleichsam aus dem Boden aus und schuf mit dem so gewonnenen Lichthof Belichtungsfläche für eine weitgehend unterirdische Anlage. Das Preisgericht fürchtete aber eine Mystifizierung dieses „Leerraumes" und nach außen eine zu geringe Präsenz der Anlage. Als Alternative dazu blieb dann nur Stadtraum zerstörendes „Selbstbewusstsein" mit „ausgeprägter Höhenentwicklung".

Die Vorstellung einer offenen und lockeren Bebauung mag manchem überholt scheinen an einem Ort, der schon lange nicht mehr Vorstadt ist. Es mögen auch die historischen Bezüge bei der Standortwahl Vorrang gehabt haben vor städtebaulichen Erwägungen. Wer einer solchen Sichtweise folgt und städtebauliche Argumente für akademisch und weit hergeholt hält, kann sich aber an Ort und Stelle leicht ein Bild von der gravierenden Störung machen, die der Neubau für die südliche Maxvorstadt bedeutet, gleichgültig, ob man sich dem Königsplatz von Westen oder von Osten nähert. Mag sein, dass mit dem Neubau die NS-Konzeption des Königsplatzes endgültig überwunden wurde – die Karl von Fischers aber leider auch. Eine Standortwahl, die aus dem historischen Blickwinkel goldrichtig erscheinen mag, kann zugleich auch städtebaulich fürchterlich falsch sein.

AUF DEN ZWEITEN BLICK

Klaus Friedrich

Das bereits weithin sichtbare NS-Dokumentationszentrum wird aller Voraussicht nach zum 30. April 2015 feierlich eröffnet. Bis dahin bietet es Anlass, sich mit der Frage zu beschäftigen, welchen ersten – oberflächlichen – Eindruck der Baukörper im Stadtraum hinterlässt.

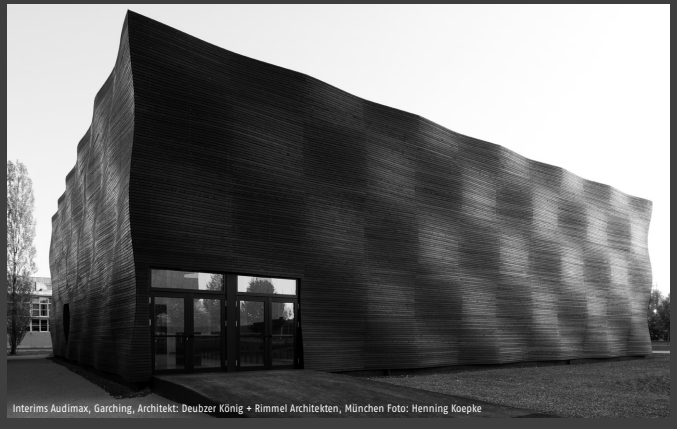
Ein Kernthema der Wettbewerbsauslobung im Jahr 2008 war das Selbstverständnis der neu zu schaffenden Institution des NS-Dokumentationszentrums am Ort der Täter. Als „Ort des Lernens und der Aufklärung" müsse es sich grundsätzlich von Gedächtnisorten unterscheiden, lautete die eindringliche Empfehlung. Durch die „Architektur des Gebäudes und die Gestaltung des Außenraums sei darüber hinaus der fundamentale Bruch mit der Geschichte des Standorts und zu den überlieferten NSDAP-Verwaltungsbauten" kenntlich zu machen.

Elementar für das Gelingen dieses Bildungsauftrags des Dokumentationszentrums ist demzufolge eine Architektur, die sich weder heroisierend noch scheu gibt und sich jeglichen Ansätzen bewusster oder unbewusster Fehlinterpretation zu entziehen vermag. Mancher Teilnehmer hat sich gerade durch diese Forderung dazu verleiten lassen, den Entwurf symbolisch aufzuladen und musste infolgedessen scheitern. Mein erster Eindruck beim Durchlaufen der Ausstellung nach dem Wettbewerb war seinerzeit ernüchternd. Mit dem Würfel hatte ein Beitrag gewonnen, der typologisch gesehen in sehr vielen Wettbewerben anzutreffen ist. So schien es zunächst, als wäre einmal mehr die siegreiche Strategie gewesen, nichts anders und vor allem nichts grundlegend falsch gemacht zu haben.

Mag es daran liegen, dass das Gebaute immer Recht hat, oder dass der Bau in seiner Erscheinung die richtige Balance zwischen selbstbewusstem Auftritt und Unaufgeregtheit findet? Im Stadtraum macht sich das NS-Dokumentationszentrum vor allem dadurch bemerkbar, dass es sich nicht anstandslos in seine Umgebung einfügt. Der Bruch – sofern dies die treffende Bezeichnung ist – vollzieht sich subtiler. Der gleißend weiße Beton hat etwas Schroffes, das eine Aufmerksamkeit ohne erhobenen Zeigefinger erzeugt. Die senkrechten Lamellen vor den Fenstern haushalten mit Aus- und Einblicken. Eine Theatralik oder Inszenierung des Blicks findet an den Fassaden nicht statt. In seiner Volumetrie entwickelt der Bau jene Kraft, die ihn neben der Musikhochschule und den Kulturinstituten bestehen lässt. Es ist kein Kubus, der durch unbedachte und

vielzählige Einschnitte ins Banale abzugleiten droht. Es ist das Fehlen jeglicher Transparenz im tatsächlichen Sinn, wie sie beispielsweise dem zweiten Preisträger eigen war, wodurch dem Bau der Berliner Kollegen Georg Scheel Wetzel jene außenräumliche Präsenz verliehen wird, die der Institution und dem Ort angemessen ist.

Kritikern, die hieraus eine Störung der von Klenze entwickelten Ordnung am Königsplatz reklamieren, ist zu entgegnen, dass es an diesem Ort nicht (nur) um Klenze geht, sondern um das unsichtbar gewordene nationalsozialistische Erbe. Mit der Entfernung der Granitplatten auf dem Königsplatz wurden Ende der 1980er Jahre die letzten offenkundigen Spuren nationalsozialistischer Um- und Zubauten entfernt. Wie sollte Aufklärung und Lernen funktionieren, wenn das neue Gebäude Gefahr liefe, aufgrund einer vollständigen Einpassung in seine Umgebung übersehen zu werden? Es bleibt zu wünschen, dass die Innenräume des Dokumentationszentrums das Versprechen, das sein Äußeres gibt, in der gleichen Souveränität einlösen werden. Die Zuversicht ist da. Wie beides – Innen und Außen – größter Bemühung zum Trotz nicht zu überzeugen vermögen, lässt sich hinter Klenzes Propyläen aufmerksam studieren.


Interims Audimax, Garching, Architekt: Deubzer König + Rimmel Architekten, München Foto: Henning Koepke

Haus des Verbandes Südwestmetall, Heilbronn
Architekt: Dominik Dreiner, Gaggenau, Foto: Johannes Marburg, Genf

Dachausbau, Lakonis Architekten, Wien © Hertha Hurnaus

ARCHICAD 18

Intuitives Arbeiten
Optimierte Planungsprozesse
Reibungsloser Workflow

GRAPHISOFT.DE

OPEN BIM™

GRAPHISOFT®

LICHTZAUBER UND MATERIALITÄT – KIRCHEN UND KAPELLEN IN FINNLAND SEIT 2000

Eine Ausstellung in der Galerie der DG Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst

Wolfgang Jean Stock

Alle großen finnischen Architekten der Moderne haben sich dem Kirchenbau gewidmet, von Alvar Aalto und Erik Bryggman bis hin zu Aarno Ruusuvuori und Juha Leiviskä. Ihre lutherischen Kirchen und Kapellen gehören zu den internationalen Höhepunkten der modernen Architektur. Auch am Beginn des 21. Jahrhunderts lassen sich finnische Architekten vom Sakralbau faszinieren. Im Unterschied zu anderen europäischen Regionen hat sich in Finnland der Kirchenbau als Ausdruck des Feierlichen und Erhabenen bis heute kon-

tinuierlich entwickelt. Dokumentiert werden zehn beispielhafte Gebäude aus den Jahren seit 2000, die überwiegend von jüngeren Architekten entworfen wurden. Sowohl die städtischen Gemeindekirchen zwischen Oulu und Helsinki als auch die ebenso markanten Kapellen zeichnen sich durch eine besondere Lichtführung und eine sorgfältige Materialwahl aus. Holz ist in Finnland, dem waldreichsten Land Europas, der bevorzugte Baustoff. Über ihre eigentliche Aufgabe hinaus sind viele Sakralbauten auch Orte des kulturellen Alltags.

Zur Ausstellung in der Galerie der DG erscheint ein Buch, das alle Bauten mit Fotos und Plänen sowie Projekttexten des Autors vorstellt. Als historische Einleitung erläutert der ausführliche Essay von Riitta Nikula (Helsinki) die Entwicklung des modernen Kirchenbaus in Finnland zwischen 1950 und 2000. Da selbst in Finnland kein vergleichbarer Titel vorliegt, erscheint das Buch zweisprachig in Deutsch und Englisch. Hardcover, Hochformat 27 x 21 cm, ca. 112 Seiten mit ca. 100 vorwiegend farbigen Abbildungen.

Ausstellungsdauer: 13. September bis 5. Dezember 2014

DAS RÄTSEL VOM TEMPEL DES JUPITER ANXUR IN TERRACINA

Robert Rechenauer

Auf dem Berg ein flacher monumentaler Bau, zur Hälfte in den weißen Fels gegraben. Das flache Dach eine begehbare Terrasse, die sich mit dem natürlichen Gelände des leicht geneigten Hangs verbindet. Gewachsener Stein und behauener Stein gleichen einander, Berg und Gebäude bilden eine Einheit. Unter der Oberfläche eine lang gestreckte Halle, die das Gebaute vom Gewachsenen trennt. Der Raum dunkel, ohne jede Ausstattung. Licht fällt von einer Seite durch wenige Durchbrüche. Sie führen in einen Wandelgang, der sich mit weit gespannten Arkaden zum Meer hin öffnet.

Ich trete hinaus und stehe auf einem schmalen Band. Weit unter mir liegt der Borgo Pio, die historische Unterstadt von Terracina. Ein monumentales Relief, in dem die Straßen als Schatten erscheinen. Sie münden in einen quadratischen Platz, um dessen Brunnen in der Mitte Fahrzeuge kreisen. Geräusche, die kommen und gehen, ansonsten Stille. Ich hebe den Blick und schaue über der Stadt in die flirrende Weite des tyrrhenischen Meeres. Davor die Ausläufer einer arkadischen Land-

schaft. Dunkle Wälder fassen die Küste. Und inmitten des sich kräuselnden Wassers erhebt sich der mythische Monte Circeo, jenes sagenumwobene Eiland der Kirke, an das es einst Odysseus und seine Gefährten verschlug. In weiter Ferne die Konturen der Pontinischen Inseln, die wie Schiffe im offenen Meer treiben.

Schöner herrlicher Tag. Wohl dem, den der Flug der Vögel im rechten Moment begleitet.

So oder ähnlich könnte es heißen, wenn eines der vielen Orakel, die einst am Tempel des Jupiter Anxur gesprochen wurden, überliefert wäre. Doch die zahlreichen Sprüche und Kommentare, die es zu dieser legendenumwobenen Stätte am Monte Sant'Angelo von Terracina sicherlich gab, sind verloren. Nur wenige Spuren lassen die ursprüngliche Bedeutung der Anlage erahnen. Sie reichen weit in die Frühgeschichte Italiens zurück. Ich wandle in einer wildromantischen Landschaft, zwischen Wacholder und Ginster. Dann entdecke ich die gebrochenen Steine eines antiken Tempels, Fragmente einer Architektur, die mir zu einem einzigartigen Rätsel werden. Doch wo sich einst Priester um einen kümmerten, ist man heute ganz mit sich alleine gelassen.

„Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht. Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht." (Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren)

Als Student hatte ich die monumentale Arkadenkonstruktion aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert für das Heiligtum gehalten, das die Römer der Gottheit des Jupiter geweiht hatten. Ich war irritiert, denn ich erwartete einen klassischen Tempel mit Unterbau, Säulen und Gebälk oder zumindest die Reste eines solchen. Stattdessen traf ich auf diese gebaute Terrassenlandschaft mit den Arkaden und diesem grandiosen Ausblick aufs Meer. Den Tempel selbst bemerkte ich erst viel später, er ist auch nahezu verschwunden. Nur wenige Reste des Podiums sind auf dem Dach der begehbaren Terrasse erhalten. Die Arkaden bildeten nur die Unterkonstruktion für den eigentlichen Tempelbau.

In den Landkarten des 20. Jahrhunderts wurde das Bauwerk noch unter dem Namen „Palazzo Teodorico" geführt. Folgt man dieser volkstümlichen Bezeichnung, dann scheint man die Ruine über lange Zeit für den ehemaligen Palast des Gotenkönigs Theoderich gehalten zu haben. Er hatte im Jahre 493 die Regentschaft über ganz Italien errungen und das Land nach dem Zusammenbruch des römischen Kaisertums erneut aufgerichtet. Vor dem endgültigen Niedergang brachte er es ein letztes Mal zum Blühen. Seine Taten müssen so groß gewesen sein, dass man seinen Namen noch bis ins letzte Jahrhundert respektvoll in Erinnerung hielt. Nach seinem Tod verfiel das Reich, die Bevölkerungsdichte der gesamten Region ging dramatisch zurück. Die Städte schrumpften, ganze Landstriche wurden aufgegeben. Der Palast auf dem Berg verfiel.

Unterhalb der Arkaden, außerhalb des inzwischen als „heidnisch“ verschmähten Geländes, hatten sich jedoch schon bald Mönche angesiedelt. In den Gewölben des als „kleinen Tempel“ bezeichneten Gebäudes gründeten sie das Kloster San Michele Arcangelo. Wie so viele andere antike Bergheiligtümer weihten sie den mittelalterlichen Umbau dem Erzengel Michael. Das Patrozinium gab schließlich dem ganzen Berg seinen Namen. Der niedergehende Blitz des göttlichen Jupiter transformierte so zum niederfahrenden Schwert des heiligen Michael. Die vormals verehrte Gottheit gab man damit der Vergessenheit anheim. Bis vor wenigen Jahren konnte man zwischen modernen Graffitis die farbigen Reste von Fresken bewundern, sie sind jetzt verschwunden.

Bei den einheimischen Gelehrten hingegen scheint das Wissen um die wahre Bedeutung des Palastes nie ganz verloren gegangen zu sein. Baldassare Peruzzi und Antonio Sangallo d. J. hatten bereits im 15. Jahrhundert als erste namhaft bekannte Antikenforscher Skizzen und Aufmaße von der Ruine angefertigt. Doch erst die Grabungen des famosen Pio Caponi brachten Ende des vorletzten Jahrhunderts Gewissheit. 1894 kam bei seiner Campagne neben den berühmt gewordenen Votivgaben, den „crepundia“, eine dicke Ascheschicht zum Vorschein, die auf die gezielte Zerstörung des ehemaligen Heiligtums verwies. Asche und Schutt sind mit den anderen Spuren, in denen sich einst die Votivgaben befanden, allesamt verloren. Zu Caponis Zeit sah man darin nur belanglosen Bauschutt, den man entsorgte. Die Forscher unserer Zeit hätten in dem Abraum noch vieles herausgelesen.

Der Name „Tempio di Giove Anxur“ – wie die Ruine heute wieder genannt wird – knüpft an die weit zurückliegende Epoche der Antike an. Titus Livius erwähnt den Jupitertempel in seinem Werk mehrfach. Auch in Vergils „Aeneis“ taucht der Name des „Jupiter Anxurus“ auf. „Jupiter“ war der Gott des Lichtes, „Anxur“ der Name, den das herrschende Volk der Volsker Terracina gab, bevor die Stadt von Rom annektiert wurde. Aufgrund der gefundenen Votivgaben, die zum Teil Miniaturmöbel und Spielzeug darstellen, vermutete man, dass am Tempel „Jupiter als Kind“ verehrt wurde. Doch die neuere Geschichtsschreibung widerspricht dieser Auffassung. Die Forschung geht heute davon aus, dass am Monte S. Angelo in der Antike dem Kult der Venus gehuldigt wurde. Doch der einmal eingeführte Name des „Jupiter Anxur“ hat sich bis heute unverändert erhalten.

Bis vor wenigen Jahren war das Gelände frei begehbar. Tagsüber begegneten sich dort interessierte Bildungsreisende, nachts die Einsamkeit suchenden Liebespaare. Heute ist die Ruine eingezäunt und abgesperrt. Ich betrete das Gelände über einen kontrollierten Eingang. Der ehemalige Tempelbezirk stellt jetzt eine abstrakte Einheit dar, die den Nimbus einer Weihestätte nahezu komplett verloren hat. Mit dem Status eines Denkmals versehen hat man

ihn in ein Freilichtmuseum verwandelt, in dem nunmehr ein Stück römischer Baugeschichte verwaltet wird. Seit Neuestem tritt die museale Verwertung in Konflikt mit den Ansprüchen unserer modernen Freizeitgesellschaft, die in dem Ort zunehmend das Potential für ihre unvermeidlichen Events entdeckt.

Trotz der Veränderungen, die den Ort immer wieder erfassten, ist ihm der überwältigende Bezug auf das Meer und in die einzigartige Landschaft geblieben. Von Anfang an bestimmte er den Genius des Ortes. Auch wenn nur wenige Besucher in den Hinterlassenschaften der Architektur lesen können, so werden sie doch von diesem einzigartigen Ausblick in den Bann gezogen und gleichsam durch ihn verzaubert. Dies ist auch der Grund, weshalb dem Ort über die längste Zeit seiner Geschichte höchste Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde. Man studierte das Wetter und die Himmelserscheinungen, beobachtete das Verhalten von Tieren oder ließ sich vom Meer und den Bergen inspirieren. Jede Zeit fand ihre ganz eigene Antwort auf ihre ganz bestimmte Fragestellung.

Auf der Terrasse über den Arkaden begegne ich einem eigentümlichen Artefakt: halb Felsen, halb Bauwerk. Über quadratischem Grundriss erhebt sich dort neben den Resten des antiken Tempels ein gemauerter mannshoher Kubus, aus dem die Spitze des gewachsenen Kalksteins herausragt. Der Kubus betont die Authentizität der antiken Stelle an einem Ort, der in den letzten zweitausend Jahren komplett überformt und vollkommen neu gestaltet wurde. Die Römer hatten den Berg nach funktionellen und baukünstlerischen Gesichtspunkten planiert und mit der Arkadenkonstruktion gleichsam erweitert. Die einzige Stelle, die sie von der Maßnahme ausgeschlossen hatten, war jener Felsen auf der Terrasse. Zum Schutz hatten sie ihn sogar mit Mauerwerk ummantelt. Als Einzelobjekt steht er als Skulptur für den Städtebau der gesamten Anlage. Natur und Baukunst gehen hier gewissermaßen eine Symbiose ein. Die wenigsten Besucher bemerken dieses eigenartige Gebilde aus künstlich gefügtem und natürlichem Stein. Doch bei all denen, die es wahrnehmen, ruft es großes Erstaunen hervor. Dies ist kein Wunder, stehen sie doch vor einem Rätsel, nämlich dem Sitz des Orakels, dem Nucleus der gesamten Anlage.

In der Antike erschienen die Götter den Menschen als Kräfte, die in der Natur wirken. Licht und Luft waren von alters her die Phänomene, derer sich die Götter am stärksten bedienten. Der niedergehende Blitz, das flammende Schwert oder einfach die Spiegelungen des Meeres waren eindeutig Botschaften des Himmels. Ihnen zollten die Menschen höchste Aufmerksamkeit. Die bedeutendste Geste, mit der sie sich Gott oder den Göttern von Anfang an zuwandten, war die Architektur. Die Architektur gilt seitdem als die Mutter der Künste. Dahinter steht jedoch nicht nur der manifeste Ausdruck von Verehrung und Wertschätzung, sondern vor allem das ausdrückliche Streben, optimale Bedingungen für

die Wahrnehmung der Himmelserscheinungen
zu schaffen.

Der steinummantelte Felsen.
Ist dies die Stelle, der Ort, wo Jupiter seinen
Blitz einschlagen ließ und der Augur dem Flug
der Vögel folgte?
Fuhr dort das flammende Schwert des Erzen-
gels Michael nieder?
Der steinummantelte Felsen schweigt. Ich
stehe vor einem Rätsel: das Orakel.
Was will es mir sagen? Wer deutet es mir?

Ein sanfter Wind vom Himmel weht,
Vögel fliegen.
Lichter am Meer, bei Tag und Nacht.

ELKE REICHEL

1. Warum haben Sie Architektur studiert?
Ich kann es nicht genau sagen. Irgendwann war mir klar, dass ich Architektin werden wollte. Ich dachte mir, dass sich in diesem Beruf viele verschiedene, auch gegensätzliche Interessen vereinen lassen. Praxis und Theorie, Kunst und nun ja... in gewisser Weise auch Sport, wenn man Ausdauervermögen und Kampfesgeist dazuzählt. Auch wenn ich damals noch keine Vorstellung hatte, wie der Arbeitsalltag des Architekten aussieht, so lag ich aus heutiger Sicht doch gar nicht so falsch.

2. Welches Vorbild haben Sie?
Dies ist eine schwierige Frage. Ich möchte nicht werden wie jemand anderes. Das wäre ja nicht ich. Mich faszinieren Menschen, die ihren eigenen Weg finden und dabei die großen Zusammenhänge nicht aus den Augen verlieren. Menschen, die an das Gemeinwohl glauben und nicht nur an Einzelinteressen. Menschen, die Verantwortung übernehmen, die Konsens finden und das Pferd nach vorne bringen. In diesem Sinne haben wir einen tollen Beruf.

3. Was war Ihre größte Niederlage?
Auf die größte warte ich glücklicherweise noch... Misserfolge, auch im Kleineren, haben ja oft einen heilsamen Zweck, wenn man dem Grund auf den Grund geht. Entweder lernt man daraus und tut Dinge beim nächsten Mal anders, oder man schafft es, sich zu fragen, wofür die Niederlage gut war. Klappt nicht immer, aber oft.

4. Was war Ihr größter Erfolg?
Ich habe im frühen Berufsleben bereits viel Verantwortung erhalten. Dies hat mir die Möglichkeit gegeben, mich auszuprobieren und meinen Weg zu finden. Für Vorschusslorbeeren arbeitet man hart, denn man möchte die Erwartungen ja nicht enttäuschen. Das Vertrauen in die eigene Arbeit empfand ich immer als große Anerkennung. Zum anderen bin ich dankbar über die vertrauensvolle Zusammenarbeit im Büro. Ein Büro aufzubauen und gemeinsam durch dick und dünn zu gehen ist eine tolle Erfahrung, die von sehr viel Respekt und Verantwortung geprägt ist.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?
Wir bauen gerade eine Kirche, eine Brücke und haben noch weitere im klassischen Sinne tolle Bauaufgaben. Auch ein Museum haben wir schon gemacht. Dies empfinde ich als Traumaufgaben, von denen es nie genug geben kann. Aber ein wesentlicher Bestandteil, dass die Traumaufgabe auch zum Traumprojekt wird,

ist die Konstellation der Beteiligten. Es gibt Projekte, die einen eigenen Flow haben. Sie entwickeln eine Eigendynamik, die sich verselbstständigt. Das Ergebnis ist anders, aber besser als man es sich vorgestellt hat. Es sind die leuchtenden Augen und der gemeinsame Wille, dem Projekt ein Wesen zu geben. Dies sind Traumprojekte.

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?
Wir arbeiten dran, immer wieder aufs Neue.

7. Was erwarten Sie vom BDA?
Vom BDA erwarte ich Kollegialität, Austausch und Interesse aneinander. Wir müssen miteinander unsere gemeinsamen Themen nach vorne bringen, anstatt gegeneinander zu arbeiten. Wir müssen unsere Interessen nach außen bündeln, denn wir sind ja trotzdem nur eine kleine Gruppe an leidenschaftlichen Schaffern im großen Sektor Bau. Bisher wurden meine Erwartungen nicht enttäuscht, im Gegenteil.

MINDESTABSTÄNDE VON WINDKRAFTANLAGEN

Gesetz zur Änderung der Bayerischen Bauordnung / Stellungnahme des BDA Landesverband Bayern
Karlheinz Beer, Jörg Heiler, Jakob Oberpriller

Der BDA Landesverband Bayern begrüßt grundsätzlich den Ansatz des Gesetzentwurfs, die Mindestabstände von Windkraftanlagen neu zu diskutieren und damit bei der Errichtung von Windkraftanlagen in Bayern Chancen für eine notwendige, intensivere Beteiligung der Öffentlichkeit und einer qualifizierten Planungskultur zu eröffnen.

Um es hier bereits vorwegzunehmen: Der BDA Bayern plädiert dringend und ermuntert für eine Fortsetzung der Windenergie in Bayern bzw. ebenso für den Ausbau anderer regenerativer Energien als dezentrale und vor Ort gestaltete Lösungen für einen Beitrag unseres Landes zur Energiewende! Zudem betonen wir an dieser Stelle ausdrücklich, dass der wichtige Prozess der Energiewende mit dem in Bayern stets hoch angesehenen Streben nach Baukultur und kulturlandschaftlicher Verantwortung in Einklang gebracht werden muss!

Ablehnung von 10H

Aus dieser Grundhaltung ist die Vergrößerung der Mindestabstände von Windkraftanlagen auf 10H, wie dies der Gesetzentwurf vorsieht, abzulehnen. Die Umsetzung dieser Regelung stellt faktisch das Aus für die Windkraft in Bayern dar, denn die Erfahrungen aus der Praxis zeigen, dass es in Bayern außerhalb von Schutzgebieten wie den Nationalparks kaum mögliche Standorte geben wird, die entsprechend dünn besiedelt sind. 10H ist zudem ein willkürlich festgesetzter und überdies unnötiger Abstand. Der Gesetzentwurf bleibt hier eine belegbare Begründung schuldig. Erfahrungen zeigen, dass ein Abstand von 4 bis 6H von den Anwohnern als verträglich erfahren wird und ein weiterer Abstand bis 10H hier keine wesentlich andere Wahrnehmung mit sich bringt. Die derzeit praktizierten Mindestabstände von 800 bis 1000 Metern sind also sinnvoll und sollten beibehalten werden. Auch die Begründung der „Wahrung gesunder Wohn- und Arbeitsverhältnisse“ für eine 10H-Regelung scheint nicht stichhaltig, wenn andererseits hierzu festgestellt wird, dass die Emissionen der Anlagen nicht höhenabhängig sind. Obwohl wir das Ziel der 10H-Regelung – „Frieden“ in die Auseinandersetzung in der Bevölkerung um die Windenergie zu

bringen – anerkennen und unterstützen, sind wir der Überzeugung, dass hierdurch gerade das Gegenteil erreicht wird. Denn es ist bei einem Teil der betroffenen Bürger ein Beharren auf 10H und bei einem anderen Teil ein Einfordern der Möglichkeit geringerer Abstände im Rahmen eines Bauleitplanverfahrens, wie es der Gesetzentwurf auch vorsieht, zu erwarten.

Chancen von Mindestabständen

Grundsätzlich kann die Diskussion von Mindestabständen allerdings ein erster Schritt sein, die erneuerbaren Energien, wie Windkraftanlagen, in die Bayerischen Kulturlandschaften zu integrieren. Hierbei können sich Chancen sowohl für das Gelingen der Energiewende im gesellschaftlichen Konsens als auch für die Bayerische Planungs- und Baukultur ergeben. In diesem Zusammenhang möchte der BDA Bayern auf das beiliegende Papier von Sören Schöbel, Professor für Landschaftsarchitektur an der TU München, verweisen, das der BDA Bayern unterstützt und als Anstoß für die weitere, dringend erforderliche Diskussion empfiehlt.

Hinterfragen „heiliger Kühe“

Argumente von Naturschutz (Stichwort „Rotmilan“) und Technik (Stichwort „Radar“) schließen bisher einseitig und meist unhinterfragt potentielle Windkraftstandorte zwingend aus. Die Forderung, der Windenergie „substantiell Raum zu geben“, rückte die Anlagen deswegen näher an die bewohnten Bereiche heran. „Rotmilan“, „Radar“ und „Schutz bewohnter Bereiche“ sind jedoch alle durch den Menschen bedingt, gewollt oder gemacht, also somit gesellschaftlich verhandelbar. Am Ende formen alle genannten Bedingungen – neben zahlreichen anderen – unsere Landschaft.

Ein gesamtheitliches Verständnis von Landschaft erfordert deswegen eine ausgewogene Betrachtung und Verhandlung aller landschaftlich prägenden Elemente. Die Diskussion der Mindestabstände sollte deswegen auch die Neubewertung bisher „heiliger Kühe“ einleiten, um am Ende eine Landschaft kulturell zu gestalten, die die Balance zwischen Technik, Ökologie, Ästhetik und Wirtschaft widerspiegelt und einen nachhaltigen Lebensraum für alle Lebewesen bietet.

Region als Handlungsebene

Der Gesetzentwurf sieht bei einer Unterschreitung von 10H und damit Entprivilegierung von Windkraftanlagen das Erfordernis einer Bauleitplanung vor. Das führt zum einen zu einer größeren Entscheidungsfreiheit der Kommunen und Stärkung ihrer Planungshoheit. Zum anderen geht allerdings auch eine höhere Verantwortung gegenüber den Nachbarkommunen einher, aber vor allem

gegenüber der eigenen Region. Denn weithin sichtbare Windenergieanlagen oder andere großräumige Nutzungen von Wind, Wasser und Sonne sind nur in nachbarschaftlicher Zusammenarbeit gestaltbar. Die Einhaltung des interkommunalen Abstimmungsgebots sollte hierbei nicht nur „Beachtung“ finden, sondern Voraussetzung der Genehmigung einer Bauleitplanung sein.

Die Aufgaben der Energiewende, wie eben die Integration ihrer neuen Infrastrukturen, sind allerdings optimal nur in der Region zu meistern. Ein gemeinsamer, regionaler Weg ist neben den zuvor genannten Gründen auch aufgrund der vielfältigen wirtschaftlichen und sozialen Verflechtungen im Alltag der Erfolg versprechende Weg im Gegensatz zur Verfolgung kurzfristiger Partikularinteressen. Hier ist ebenso ein gesamtheitliches Verständnis von Landschaft entscheidend, die eben nicht aus „kommunalen Einzelstücken“ besteht, sondern als charakteristische Gestalt einer Region erlebt werden sollte. Gerade auch in Bezug auf die Identitätsstiftung in der Region und als wirtschaftlicher Standortvorteil durch die Herausbildung einer „Marke“.

Die Planung und Handlung auf regionaler Ebene bedarf hierfür allerdings einer Stärkung, wie dies der BDA Bayern bereits bei der letzten Novellierung des LEP gefordert hat. Auch hier bleibt zu hoffen, dass der nun vorliegende Gesetzentwurf für die Mindestabstände von Windkraftanlagen eine Diskussion über die Bedeutung der Region als heute entscheidender Raum des Alltagslebens und deren Gestaltungsmöglichkeiten anstößt.

Baukultur als Brücke der Energiewende

Ein baukultureller Ansatz bezieht die „Neuen Energien“ bewusst und gestaltend ein. Gerade auch, um die Menschen in Bayern hierfür zu gewinnen. Und zwar durch die Schaffung schöner Landschaftsbilder und qualitätvoller Lebensräume, die von den Bewohnern unseres Landes und ihren Gästen geschätzt werden. Und die am Ende zum Träger eines gesellschaftlichen Konsenses bei der Energiewende werden. Architekten, Städtebauer und Landschaftsarchitekten können hier ihre räumliche und gestalterische Kompetenz einbringen.

Bei der öffentlichen Auseinandersetzung über die Windenergie spielt unseres Erachtens weniger die Nähe der Anlagen zu Wohnstandorten eine Rolle, sondern ein großer Teil der Windkraftgegner lehnt diese insgesamt im traditionellen Landschaftsbild ab. Hierbei wird häufig ausgeblendet, dass sich das Landschaftsbild seit ein bis zwei Generationen auch in Bayern wesentlichen verändert hat. Man denke nur an die Infrastrukturen für Verkehr, Tourismus und Industrie. Beim Streit über die Windkraft wird die Veränderung des traditionellen Landschaftsbildes jedoch umso mehr als Argument ins Feld geführt. Hier kann

die Debatte neuer Abstandsregelungen eine frische und lohnenswerte Diskussion der Landschaftswahrnehmung in der Öffentlichkeit auslösen, zu der der BDA Bayern ermutigt und für die er seine inhaltliche Unterstützung anbietet.

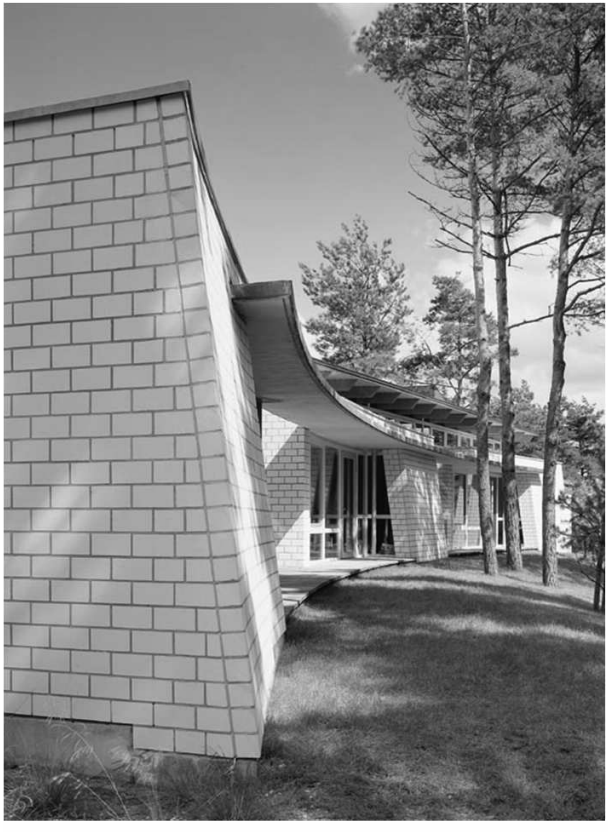
Diese Diskussion wird den Blick freigeben auf die tatsächliche Landschaft, die heute auch eine verstädterte ist und bei der eine Unterscheidung zwischen „Stadt“ und „Land“ manchmal kaum mehr möglich ist. Der BDA Bayern sieht hierbei die Chance, unsere realen Landschaften in den Fokus zu nehmen und einen Dialog über deren positive Gestaltung zu beginnen. Dieser gesellschaftliche Dialog ist längst überfällig und zeigt sich derzeit nicht nur in der Ablehnung der sichtbaren „Neuen Energien“, sondern insgesamt bei infrastrukturellen Großprojekten, weil Vorstellungen fehlen, die den notwendigen technischen Fortschritt in neue, gesellschaftlich geschätzte Landschaftsbilder übersetzen. Baukultur kann hier ihre gesellschaftlich breite Bedeutung entfalten, wenn diese sich in Planung und Gestaltung von Infrastrukturen, wie die der Energiewende oder des Verkehrs, findet. Die räumlich-architektonischen Disziplinen haben hier in Forschung und Praxis in den letzten Jahren vielversprechende Konzepte entwickelt.

Für die Planung von Windkraftanlagen hieße dies ebenso, dass Regionen oder interkommunale Zusammenschlüsse bei qualifizierten Bauleitplanverfahren oder auch bei neuen, innovativen Planungs- und Beteiligungsansätzen durch Fördermittel seitens des Freistaates Bayern unterstützt werden sollten, um eine höhere Planungskultur und letztendlich eine breitere Akzeptanz bei den Menschen zu erreichen.

Der BDA Bayern vertritt aus diesen Gründen mit Nachdruck die Meinung, dass ein baukultureller Ansatz das Potential besitzt, eine wichtige Brücke auf dem Weg der Energiewende zu sein.

Abschließend lässt sich sagen, dass der BDA Bayern trotz der klaren Ablehnung der 10H-Regelung die dem Gesetzentwurf zugrunde liegenden Intentionen als Beginn eines Weges für mehr Bau- und Planungskultur Energiewende betrachtet. Weitere Schritte in diese Richtung sind lohnend und würden wir sehr begrüßen. Für einen dahingehenden Austausch steht der BDA Bayern jederzeit sehr gerne zur Verfügung.

Anmerkung der Redaktion: Ein wichtiges Thema, zu dem wir eine weitergehende Diskussion anregen und um Beiträge bitten.



KALKSANDSTEIN

Kalksandstein-Bauberatung Bayern GmbH

Die Kalksandsteinindustrie in Bayern:

Kalksandsteinwerke gibt es in Bayern seit Ende des 19. Jahrhunderts.
Die Kalksandstein-Bauberatung Bayern GmbH vertritt die 12 bayerischen Kalksandsteinwerke mit den beiden Kalksandsteinmarken **KS-Original** und **Unika Kalksandstein**. Sie besteht seit 52 Jahren ununterbrochen und ist damit die älteste der vergleichbaren Beratungsgesellschaften in der Baustoffindustrie.
Die Gesellschafter sind überwiegend mittelständische Baustoffhersteller und finanzieren die Beratungsgesellschaft gemeinsam. Die Bauberatung ist somit werks- und vertriebsunabhängig.
Die Kalksandstein Bauberatung fördert durch Seminare, die häufig durch die Ingenieurekammer oder die dena als Weiterbildungen anerkannt sind, den Informationsstand von den am Bau Beteiligten.
Sie berät bei allen Fragen rund ums Mauerwerk wie Planung, Detail, Statik, Brandschutz, Ausschreibung, Ausführung und bauphysikalischen Themen wie Wärme- oder Schallschutz.

Sprechen Sie uns für Ihr nächstes Bauvorhaben einfach an!

Kalksandstein-Bauberatung Bayern GmbH
Rückersdorfer Straße 18
90552 Röthenbach a. d. Pegnitz
Telefon: 0911 54073-0
Telefax: 0911 54073-10
info@ks-bayern.de
www.ks-bayern.de

Der Kalksandstein KS ORIGINAL

UNIKA KALKSANDSTEIN

www.ks-bayern.de

HÖHER. DICHTER. WEITER.

Jan Esche

Städte wachsen, sie verändern sich, und ein jeder Architekt und Städteplaner nimmt nur bedingt darauf Einfluss. Wie ein Bauer, der den Samen sät und hofft, dass er gedeiht. Dieses organische Wachstum der Orte hatte sich die sechste Architekturwoche in Bayern als Thema gesetzt. Unter dem Motto „dicht säen“ zeigte der BDA Bayern, wie Dichte und Architektur miteinander verknüpft sind: Wie viel Raum brauchen wir zum Leben? Führt mehr Dichte zu mehr Ausgrenzung? Welche Folgen hat die Abwanderung für die ländlichen Regionen?

Sich geschickt ergänzende Vorträge, Diskussionen, Führungen und Kunstaktionen in München, Nürnberg, Fürth, Erlangen, Augsburg, Kempten, Aschaffenburg und Regensburg thematisierten die „Renaissance der Dichte“. Sie wollten das Interesse für die Wiederentdeckung und die Verdichtung räumlicher Strukturen wecken und darüber hinaus das Bewusstsein für die Erweiterung von Nutzungspotenzialen im schon Bestehenden schärfen. „Das Thema der Dichte geht uns alle an und ist somit gesamtgesellschaftlich zu betrachten“, so die stellvertretende BDA-Landesvorsitzende Lydia Haack. „Aufgrund der Veränderungsprozesse werden die ländlichen Räume in Bayern entvölkert und Städte wie München zunehmend dichter. Der Dichtebegriff betrifft also nicht nur alle Münchner und Münchnerinnen, die durch steigende Preise für Mieten und Wohneigentum unmittelbar damit konfrontiert werden. Auch die Entdichtung und der Rückbau auf dem Land müssen gestaltet werden.“ Und: „Unser Anliegen als Architekten ist es dafür zu sorgen, dass auch in Zukunft erschwinglicher Wohnraum in den Kernstädten zur Verfügung gestellt wird“, so der BDA Landesvorsitzende Karlheinz Beer. „Gleichzeitig versuchen wir, frühzeitig den Dialog mit der Politik zu führen, damit Stadt auch in den Neubaugebieten dicht wird. Als Architekten sind wir gewohnt in Zeiträumen von 10 bis 20 Jahren zu denken.“

Die facettenreiche Münchener Fachtagung „Dicht säen – Streit ernten?“ zu Instrumenten der Stadtentwicklung ging der Frage nach, wie Qualitäten städtischer Dichte für eine Bürgergesellschaft gewährleistet werden können. Die Stärkung der Bauqualität zwischen Gestaltfindung einerseits und überzogenen Bodenpreisen und lähmenden baurechtlichen Bedingungen andererseits wie auch ihre Qualitätssicherung im Flow der Arbeit, vom Entwurf und der Beauftragung über die Umsetzung in all ihren Nuancen und mit allen am Planungsprozess Beteiligten bis zur Fertigstellung. Aufschlussreich dazu auch das Münchener Round Table Gespräch „Hauptsache, die Rendite stimmt?“ zur Qualität im Wohnungsbau. Und anschließend unter dem Motto „Radikal nah“ der Blick weit über Bayerns Grenzen hinaus nach Wien, Zürich und London. Ziel, die Sicherung von Dichte, Urbanität und Qualität gleichermaßen. Dichte ist, wie Ministerpräsident Horst Seehofer es in seinem Grußwort auf den Punkt brachte: „Anregung und Impuls für modernes Bauen!“

„Die Stadt – eine Pflanze“, titelte die *Süddeutsche Zeitung*. Die Städte Nürnberg, Fürth, Erlangen wachsen zusammen, sie werden strukturell und räumlich immer enger vernetzt und stehen doch in starker Konkurrenz zueinander. Anlass genug sich dort auf Spurensuche nach den Potenzialen der Bahnhöfe als Grenzbereiche zu begeben und mit künstlerischen Interventionen im öffentlichen Raum vergessene Orte wiederzuentdecken.

Auch in Augsburg geht langsam der Platz aus, muss immer dichter zusammengerückt, neue Räume gewonnen, altes optimiert, neues hineingepfercht werden. Und nirgendwo ein bisschen Weite. Die (bis zum 17.08.2014 laufende) Ausstellung im Architekturmuseum Schwaben stellte an Architektur, Städtebau und Wohnungsbauprojekten Augsburgs pars pro toto Höhe als kontrovers diskutierte Hochhauskultur, Dichte als Nachverdichtung, Weite als gegenläufige Tendenz und „dicht säen“ als „Urban Gardening“, als Ursprung und Verbreitung von Ideen, Werthaltungen und Visionen dar.

Räumlicher Höhepunkt der A6: ein langgezogener Holzpavillon in der Grünfläche an der Herzog-Wilhelm-Straße. Mit Vorträgen und Diskussionen. Und einer Bar. Begegnung und Kommunikation bekamen inmitten der Stadt an einer „vergessenen“ Stelle einen neuen, atmosphärischen und niederschwelligen, einen öffentlichen Raum. Das rote Dach als gelungenes Beispiel dafür, wie der kreative Umgang mit Nachverdichtung durch kulturelle Dichte gelingen kann.

„Die große Resonanz der breiten Öffentlichkeit an der A6 hat bestätigt, dass wir auch die Bürger für eine urbane Dichte begeistern können“, so der BDA-Landesvorsitzende Karlheinz Beer.

Mein heimlicher Favorit: das Format „Gespräche unterm Apfelbaum“ in Augsburg, ungezwungene Plaudereien mit Persönlichkeiten des aktuellen Architekturgeschehens zu gesellschaftlicher Verpflichtung, zum Lernen aus der Baugeschichte, zum Leben des Architekten gestern, heute und morgen und zur Architekturproduktion und Architekturpublikation. Das war gesellschaftliches Engagement pur. Miteinander. Beispielhaft.

BDA IM GESPRÄCH 4: QUALITÄT FÜR MÜNCHEN

Die Architekturdebatte in der Abendzeitung Anfang des Jahres gab Anlass für den BDA Bayern, am 12. März zu einer Podiumsdiskussion zu laden: Volker Isfort (Kultur-Chef der Münchner Abendzeitung) im Dialog mit Andreas Hild (Architekt BDA) moderiert von Frank Kaltenbach (Redakteur bei DETAIL).

Der Landesvorsitzende Karlheinz Beer begrüßte eine sehr interessierte Zuhörerschaft aus Fachpublikum und Laien, die sich aufgrund des regen Zuspruches teilweise mit Stehplätzen begnügen musste. In seiner Vorrede stimmte Beer mit der zentralen Frage „Wie entsteht Qualität?“ auf die Diskussionsinhalte ein und übergab Frank Kaltenbach die Moderation des Gesprächs. Kaltenbach gelang es dabei vortrefflich, ein lebhaftes und offenes Gespräch zu entwickeln, in dem es weder an Selbstkritik noch an präziser Analyse der wirtschaftlichen Gestehungsprozesse fehlte.

Hild erläuterte, dass die Darstellung, nur die Architekten seien an der architektonischen Verschandelung der Stadt schuld, zu einfach gedacht sei. Was am Ende als Ergebnis zu sehen sei, entspräche oft nur noch peripher der Grundidee der Ursprungsplanungen. Isfort erklärte, dass der Abend für ihn auch eine neue Sichtweise auf die Arbeit der Architekten ermögliche und würdigte die anspruchsvollen Zusammenhänge, in denen Stadtplanung und Architektur sich qualitativ entwickeln müssen. Er überraschte das Publikum mit der Aussage, Bauen sei durchaus ein Thema, das bei der Leserschaft ankomme. Die Architekturdebatte sei hinsichtlich der Zuschriften die erfolgreichste Kampagne der letzten fünf Jahre gewesen. Nach dem bewusst polemischen Start solle das Thema kontinuierlich und fundiert weiter bearbeitet werden.

Münchner Kollegen, wie Peter Scheller, Otto Schultz-Brauns, Klaus Friedrich, Sampo Widmann, Marco Goetz und auch anwesende Bürger mischten sich rege in das Gespräch ein und thematisierten die Fragen nach der Notwendigkeit spektakulärer oder angemessener, sich einfügender Architektur.

Drei Schlussworte konnten die Gäste mit nach Hause nehmen: Isfort wünscht sich, dass Strukturen entwickelt werden, um plakative Bausünden in München grundsätzlich zu vermeiden. Hild fordert eine differenzierte Berichterstattung in allen Medien, egal ob Boulevard oder Fachpresse: sinnvolle Information statt medienwirksamer Manipulation. Und der Architekturkritiker Wolfgang Jean Stock erinnerte aus dem Publikum heraus daran, dass München vor 100 Jahren bewiesen hätte, was guter Wohnungsbau sei, unter anderem mit Projekten in Neuhausen, Ramersdorf und der Borstei, und fragte, warum daraus denn nicht gelernt würde.

Pressemitteilung BDA Landesverband Bayern

BDA IN FAHRT: EXKURSION DES BDA BAYERN NACH LJUBLJANA, 16. BIS 19. OKTOBER 2014

Wolfgang Jean Stock

Ob in der k.u.k. Donaumonarchie, ob im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen oder danach im kommunistischen Jugoslawien: Auch kulturell gehörte Slowenien nicht zu dem, was man landläufig unter Balkan versteht. Als Schnittpunkt von drei unterschiedlichen mentalen Einflüssen – dem slawischen, dem österreichischen und dem italienischen – zeichnete sich Slowenien seit den Jahren um 1900 durch seine Weltoffenheit und sein Streben nach Fortschritt aus. Im früheren Jugoslawien war das seit 1991 unabhängige Slowenien die am meisten entwickelte Teilrepublik.

Diese eigenständige Rolle spiegelt sich auch in der Architektur und Baukultur von Ljubljana, der Hauptstadt des 2004 in die EU aufgenommenen Kleinstaats. Für die Moderne setzt sie mit dem weltberühmt gewordenen Baumeister Jože Plečnik ein, dessen Hauptwerke – von den Brückenbauten bis hin zum Friedhof Žale – der südländisch wirkenden Stadt bis heute einen Stempel aufdrücken.

Zeitlich neben und nach Plečnik sind in Ljubljana weitere Meisterwerke der Moderne zu sehen: darunter die farbenfrohen Jugendstilbauten von Ivan Vurnik, mit dem ‚Nebotičnik' von Vladimir Šubic aus dem Jahr 1933 der erste Wolkenkratzer im südöstlichen Europa, für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg die funktionalen Bauten von Edvard Ravnikar. Nach der politischen Wende hat sich seit den 1990er Jahren eine sehr lebendige, überwiegend von jüngeren Architekten getragene Szene entwickelt, für die stellvertretend das international anerkannte Büro Sadar Vuga steht.

Reiseleiter ist wiederum Wolfgang Jean Stock. Als örtlicher Partner wird Andrej Hrausky, Direktor des Architekturzentrums DESSA, die Exkursion fachlich begleiten.

Literatur zur Einführung in deutscher Sprache: Baustelle Slowenien, herausgegeben von Andrej Hrausky u.a., Katalog der Akademie der Künste, Berlin 2004.

„LANDSHUT REVISITED“ – ARCHITEKTUR HAUTNAH

Bettina Hayduk

Für Architekturinteressierte bot sich anlässlich der von der Bayerischen Architektenkammer durchgeführten Besichtigungs-Tour „Landshut revisited“ die einmalige Gelegenheit, gebaute Werke des Landshuter Architekten Willibald Zeilhofer hautnah zu erleben.

Ein besonderes „Schmankerl“ der von Jakob Oberpriller geleiteten Veranstaltung war, dass der Architekt persönlich die Fahrt auf den Spuren der Moderne begleitete und referierte. Mit viel Herzblut und Begeisterungsfähigkeit führte Zeilhofer die Teilnehmer zu acht ausgewählten Wohnbauten in Landshut. Ein Höhepunkt war sein eigenes Wohnhaus, das 1964 fertiggestellt wurde und das mit seinen fließenden Räumen und seiner unkonventionellen Bauweise auch heute noch jeden Besucher ins Staunen versetzt.

Die Wohnhausbauten des Architekten orientieren sich stark an den Pionieren der Moderne, Mies van der Rohe, Le Corbusier und dem Bauhausarchitekten Walter Gropius. So bestechen seine überwiegend in Stahl und Beton ausgeführten Bauten vor allem durch helle, offene Räume mit flexiblen Grundrissen und beeindruckendem Außenraumbezug. Zeilhofer gelingt es, Raumwunder zu kreieren, die eine beeindruckende Leichtigkeit und Transparenz ausstrahlen.

Die siebenstündige Bustour vertiefte die von Jakob Oberpriller ins Leben gerufene Ausstellungsreihe „Unentdeckte Moderne in Niederbayern“ auf besondere Weise. Als 1. Vorsitzender des BDA Kreisverbandes Niederbayern-Oberpfalz hat er sich zum Ziel gesetzt, die Geschichte der modernen Architektur in Bayern anhand der Werke herausragender Architektenpersönlichkeiten genauer zu untersuchen und zu dokumentieren. Mit einer Ausstellung und Publikation über den Architekten Willibald Zeilhofer setzte er den Anfang der Ausstellungsreihe „Unentdeckte Moderne“.

Premiere hatte die Ausstellung im Herbst 2013 im Landshuter Rathaus. Vom 9. April bis 23. Mai wurde sie im Haus der Architektur in München gezeigt, anschließend vom 4. bis 17. Juli im Bruckstadel in Dingolfing. Mit einem weiteren regionalen Vertreter der Moderne in Bayern, dem bereits verstorbenen Regensburger Architekten Siegfried Dömges, wurde mit einer Vernissage Ende Mai der zweite Teil der Reihe bereits eingeleitet. Bis zum 30. Juni waren Zeichnungen und Modelle des bekannten Architekten in der HypoVereinsbank in der Hemauerstraße in Regensburg zu besichtigen. Architekturbegeisterte sollten sich den 4. September vormerken. Dann kommt die Ausstellung nach Landshut, und zwar in den Marstall in der Ländgasse. Begleitet werden die Ausstellungen jeweils mit einem Buchprojekt, in dem die gezeigten Werke nachgeschlagen werden können. Zu beziehen sind die Publikationen über den BDA Kreisverband Niederbayern-Oberpfalz.

„AKTUELLE ARCHITEKTUR IN OBERFRANKEN 2.0“

BDA Bayern und Regierung Oberfranken schreiben erfolgreiches Buch- und Ausstellungsprojekt fort

Aktuelle Architektur in Oberfranken rockt. Das gleichnamige Projekt, das 2008 gestartet wurde, stellt eine Erfolgsgeschichte dar: Nicht nur konnte die gesamte Auflage des Buches verkauft werden, auch die gleichnamige Ausstellung fand in den 35 Orten ein neugieriges Publikum – in allen wichtigen Städten Oberfrankens, aber auch in München, Nürnberg und Würzburg. Und das mit großer Beachtung seitens der Tages- und Fachpresse sowie Funk und Fernsehen. Ausstellung und Buch trugen darüber hinaus dazu bei, dass oberfränkische Kommunen und private Bauherren vermehrt Wettbewerbe und konkurrierende Verfahren auslobten.

Aufgrund dieses Erfolges setzt die Initiative Baukunst in Oberfranken, eine Kooperation des BDA Bayern und der Regierung von Oberfranken, mit „Aktuelle Architektur in Oberfranken 2.0“ ihr Projekt fort. Das neue Projekt ist freilich keine Wiederholung des ersten Bandes, sondern eine Weiterentwicklung. Der Schwerpunkt liegt auf den aktuellen Tendenzen und Entwicklungen, auf den Anforderungen und Aufgaben. Einmal mehr wird eine Revue von 50 besten Beispielen präsentiert, welche sowohl Attraktivität als auch Identität Oberfrankens stärken und dessen Bewohnern positive Identifikationsmöglichkeiten anbieten.

Bewerben können sich bis zum 15. August 2014 Architekten und Bauherrn, deren Gebäude in Oberfranken zwischen 2004 und 2014 fertig gestellt wurden. Alle weiteren Informationen sind abrufbar unter www.initiative-baukunst-oberfranken.de.

BDA Bayern, INITIATIVE BAUKUNST IN OBERFRANKEN

FÖRDERBEITRAG

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Prof. Dr.-Ing. Gunter Henn
Henn GmbH

Armin Bauer
Ritter+Bauer Architekten GmbH

Georg Brechensbauer
Brechensbauer Weinhart + Partner

Christian Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Peter Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Henning Dickhoff
A+P Architekten

Rainer Hofmann
Bogevischs Büro GmbH

Ludwig Karl
Karl+Probst Architekten

Walter Landherr
Landherr Architekten

Prof. Hans Nickl
Nickl & Partner Architekten AG

Roland Ritter
Ritter+Bauer Architekten GmbH

Hans-Peter Ritzer
Bogevischs Büro GmbH

Claus Weinhart
Brechensbauer Weinhart + Partner

Frank Welzbacher
Ritter+Bauer Architekten GmbH

Peter Ackermann
Ackermann und Partner

Karlheinz Beer
Büro für Architektur und Stadtplanung

Rolf Bickel
bickelarchitekten

Norbert Diezinger
Diezinger Architekten GmbH

Rüdiger Leo Fritsch
Fritsch + Tschaidse Architekten GmbH

Volker Heid
Bernhard Heid Architekten BDA GbR

Wolfram Heid
Bernhard Heid Architekten BDA GbR

Matthias Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Michael Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Hans-Jörg Horstmann
Horstmann + Partner

Reiner Klein
Klein & Sänger Architekten GmbH

Albert Koeberl
Koeberl Doeringer Architekten

Peter Kuchenreuther
Kuchenreuther Architekt BDA

Christoph Maas
Architekturbüro GmbH

Wolfgang Obel
Obel & Partner GbR

Bert Reiszky
Architekturbüro Bert Reiszky

Reinhart Sänger
Klein & Sänger Architekten GmbH

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass
cura

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

PLANER MÜSSEN BAUHERREN NACH DEM GELD FRAGEN!

Die asscura informiert
Thomas Schmitt

Planer, die nicht bereits in der Grundlagenermittlung nach den wirtschaftlichen Verhältnissen ihrer Auftraggeber fragen, begehen unter Umständen einen für sie teuren Fehler. Dies legt der Bundesgerichtshof in seinem neueren Urteil vom 21. März 2013 (BGH Urteil v. 21.03.2013, NJW 2013, 1593) nahe. In der Vergangenheit wurde den Planern insbesondere seitens der Baurechtsanwälte ausdrücklich abgeraten, irgendwelche Obergrenzen für die Baukosten vertraglich zu vereinbaren. Nachdem oben genannten Urteil des BGH wird den Planern nunmehr das Gegenteil empfohlen: Planer sollten nunmehr so früh wie möglich nach den Vorstellungen der Bauherren zu den maximalen Ausgaben fragen. Diese Kostengrenze muss der Planer dann für den Bauherren aber auch einhalten. Tut er das nicht, und der Bau wird teurer als besprochen, liegt schnell ein Planungsfehler vor, und der Architekt muss gegebenenfalls Schadensersatz leisten, so der BGH. Die vereinbarte Obergrenze muss also in jeder Planungsphase genau im Blick gehalten werden. Auf den konsequenten Kostenvergleich der voraussichtlichen Baukosten mit der Kostenobergrenze legt auch die neue HOAI 2013 besonderes Augenmerk. Dieser Vergleich erfordert logischerweise das vereinbarte Kostenlimit als Messlatte. Drohen die Baukosten das festgesetzte Limit zu sprengen, ist den Planern anzuraten, sich umgehend mit dem Bauherrn zu besprechen und zu klären, ob und wo der Entwurf eventuell geändert und dadurch Kosten gespart werden können oder aber, ob der Bauherr bereit ist, für seine zusätzlichen Wünsche auch sein Kostenlimit zu erhöhen. Einigen sich die beiden nicht, stockt die Planung und es stehen schnell weitere Kostenerhöhungen aufgrund Planungs- oder Bauzeitverzug, einhergehend mit wirtschaftlichen Schäden im Bereich der Rendite et cetera im Raum. Spätestens ab diesem Zeitpunkt ist den Architekten und Ingenieuren daher anzuraten, einen Baurechtsanwalt als Ratgeber und eventuell auch als Schlichter hinzuzuziehen. Hinzuweisen ist, dass allerdings weiterhin und in jeder Hinsicht vom Planer die Vereinbarung einer sog. Kostengarantie vermieden werden muss. Versprochene „Garantien“ gehen nämlich weit über die Haftungsansprüche nach BGB hinaus. Derartige Garantiezusagen sind auch nicht vom Deckungsschutz der Haftpflichtversicherer umfasst.

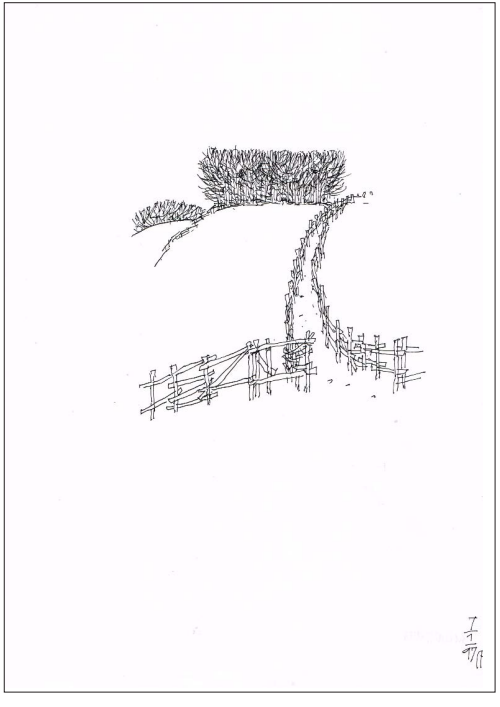
THEODOR STEINHAUSER 1922 bis 2014

Franz Lichtblau

„Direkt vom Reißbrettl ins Kistl hupfen“, war immer unser Spruch. Jetzt ist er unversehens folgenschwer einfach vom Stuhl gesunken und konnte die Verabredung zum Frühschoppen in der Residenzweinstube nicht mehr wahrnehmen. „Da komm ich leicht noch allein hin!“, meinte er…

Alle alten und uralten Freunde begleiteten ihn unter die Gräfelfinger Friedhofsbäume. „Wenn man einen Freund hierher begleitet und dabei nicht auch lachen darf, dann wäre das kein rechter Freund gewesen“, sagte einer aus seinem Semester…

Auch ein Blatt Papier und der Rapidograph waren bis zuletzt seine Wegbegleiter. So hat er die Zeichnung zum letzten Weg noch selber gekritzelt. „Wie schön, dass das noch geht.“ 92 Jahre ist er genau geworden. Nun waren es genug der schönen Pläne und Zeichnungen, der gebauten so brauchbaren Häuser und Kirchen, die er uns hinterlassen hat. Prosit uns allen!



Theodor Steinhauser wurde am 9. Mai 1922 in Ingolstadt geboren, legte nach dem Abitur 1943 an der TH München die Diplomprüfung 1948 ab und war von 1949 bis 1956 am Wiederaufbau der TH München unter Professor Vorhölzer und Professor Eichberg tätig. Eine Reihe von Wettbewerben und daraus der Bau des Rathauses und der Sparkasse in Ingolstadt mit Fritz Köhlein ermöglichten 1955 ein selbständiges Architekturbüro.

Vielfältige Aufgaben schlossen sich an: Jugendbauten und Freizeitheime (Jugendherberge Pottenstein, Jugendgästehaus München-Thalkirchen, Evangelisches Freizeitheim Grafrath), Schulen und Kindergärten (Wirtschaftsoberrealschule München Albrechtstraße, Guardinihauptschule München, Kindergärten in Martinsried und Kulmbach). Sein Interesse wandte sich mehr und mehr dem Evangelischen Kirchenbau zu. Der Gedanke einer rings um Altar, Taufe und Kanzel versammelten Gemeinde war der Anstoß, dafür auch neue Anordnungen zu finden (Kreuzkirche München, Michaelskirche Ottobrunn, Heilig-Geist-Kirche Fürth, Friedenskirche Gräfelfing, zuletzt Ismaning mit Tochter Ulrike). Damit im Zusammenhang entstanden Gemeindehäuser (Planegg, Kempten, Fürth, Söcking).

Auch für eine neue Bauaufgabe, den Einbau von Gemeinderäumen in großen historischen Kirchen, fand er das richtige Maß, bei dem der Gesamteindruck des Kirchenraumes weitgehend erhalten blieb (Petruskirche in Neu-Ulm, Gustav-Adolf-Kirche Nürnberg, Johanneskirche München). Wesentliche Umgestaltungen von Kirchenräumen plante er für die Paulskirche in Dinkelsbühl und die Christuskirche in Aschaffenburg.

Immer war er verpflichtet einer disziplinierten Grundhaltung zur Einfachheit und Optimierung für die Nutzer. Auch bei ausgereizten Kosten blieb dabei Raum für Schönheit und ausgewogene Details. So war es naheliegend, dass die Evangelisch-Lutherische Landeskirche in Bayern ihn von 1979 bis 1988 als Nachfolger von Albert Köhler als Leiter ihres Bauamtes berief.

Und in seinem BDA wurde er für 1979 bis 1982 als Vorsitzender des Kreisverbandes München-Oberbayern gewählt. Als einem der wenigen Architekten wurde ihm 1989 die Denkmalschutzmedaille des Freistaates Bayern verliehen.

KURT ACKERMANN 1928 BIS 2014

Eberhard Schunck

Am 6. Mai ist Kurt Ackermann, einer der hervorragenden Architekten unserer Zeit, gestorben. Er hinterlässt ein Oeuvre, das von bestechender Klarheit und konstruktiver Disziplin gekennzeichnet ist.

Im Leben wurde ihm nichts geschenkt. Er kommt aus einem einfachen Elternhaus aus Insingen, einem kleinen Dorf in der Nähe von Rothenburg ob der Tauber. Sein Vater, Handwerker und Landwirt im Nebenerwerb, kam nicht aus dem Krieg zurück. Früh zum Verdienen gezwungen, erwarb er zwei Gesellenbriefe im Maurer- und Zimmererhandwerk. Er studierte am Oskar von Miller Polytechnikum in München und an der Technischen Hochschule in München. Schon 1956 erschienen die ersten Veröffentlichungen seiner Wohnbauten, aus denen bald sichtbar wurde, was ihn kennzeichnete: eine strenge klare Haltung im Konzept, eine sinnvolle funktionelle Grundrissgestaltung und eine logische, ästhetisch disziplinierte Weiterführung in der Konstruktion und im Aufriss.

Nach den ersten Wohnbauten folgten die Hopfenhallen in Mainburg und Wolnzach in asketischer Zurückhaltung. Am eigenen Haus über dem Ammersee, das in den Jahren 1960 und 1961 gebaut wurde, konnte er seine Architekturauffassung demonstrieren. Der in dieser Zeit keineswegs selbstverständliche Stahlskelettbau nutzt die Hanglage in landschaftsdienender Weise und stellt sich in der für Ackermann typischen gestalterischen Zurücknahme dar. Bald darauf gelingt ihm mit dem ersten Verwaltungsbau der Hypobank an der Münchener Freiheit ein Glanzstück Münchener

Architektur. Die offenen Umgänge mit ihren filigranen Geländern, die harmonischen Proportionen und die sorgfältige Detailarbeit bewirken, dass dieses Gebäude über die Jahre hinweg eine ästhetische Beständigkeit behalten hat. Für das Märker Zementwerk in Harburg hat er einen ganzen Katalog an Lösungen für die oft schwierigen Aufgabenstellungen entwickelt. Durch städtebauliche und architektonische Ordnung entstand ein beispielhafter Industriekomplex.

Inmitten dieser fruchtbaren Schaffensperiode erhielt Kurt Ackermann 1974 einen Ruf als Ordinarius an die Fakultät für Konstruktiven Ingenieurbau der Universität Stuttgart, den er einem Ruf an die TH Darmstadt vorzog. Es war die von Fritz Leonhardt und seinen Architektenkollegen gepflegte Tradition einer gemeinsamen Erziehung von Architekten und Ingenieuren, die Kurt Ackermann nach Stuttgart zog. Er hat diese Art der Lehre belebt und intensiviert. Eine ganze Generation seiner Studenten und Assistenten nehmen heute wichtige Professorenstellen in Deutschland ein. Ackermann gab Lehrbücher heraus und regte wichtige Forschungen an. Seine Standortbestimmung des seinerzeit etwas vernachlässigten Industriebaus in Form einer Ausstellung hatte 1984 bis 1991 zusammen mit dem mehrfach aufgelegten Katalog großen Erfolg. Grundlage seiner Lehre waren seine Bauten, die zusammen mit seinem nie nachlassenden Anspruch, seiner Hartnäckigkeit und Unnachgiebigkeit in der Qualität den Erfolg seiner Lehre und Forschung sicherten.

Lehre und Forschung befruchteten sein Bauen. Aus der erfolgreichen Zusammenarbeit mit Jörg Schlaich ging das helle und elegante Eislaufzelt im Olympiagelände hervor. Auch der Brückenentwurf in Kehlheim über den Rhein-Main-Donaukanal war ein Kind dieser engen Kooperation. In Kehlheim sind Zu- und Abgangsrampen mit der Brücke selbst in einer durchgehenden, scheinbar schwebenden Kurve vereinigt. Für das Klärwerk Dietersheim ersetzte er die unsägliche Eierform der damals üblichen Faulbehälter durch geometrisch klar definierte Kegelstümpfe mit einer Aluminiumhaut. Nach den zentralen Gebäuden der Universität Regensburg plante und baute er weitere Lehrgebäude für Kassel und Stuttgart.

Nach seiner Emeritierung im Jahr 1993 waren ihm weitere ergiebige Schaffensjahre vergönnt, die er in Partnerschaft mit seinem Sohn Peter verbrachte. Dazu zählt die riesige, ästhetisch, wie konstruktiv bis zum Minimum reduzierte Halle 13 für die Weltausstellung in Hannover. Auch die Anlagen des Amtes für Abfallwirtschaft mit der außerordentlich luftigen Membrankonstruktion über den Müllfahrzeugen fallen in diese Periode. Ein unglückliches Zusammentreffen von ungünstigen Wetterbedingungen und Materialfehlern hat diese wunderbare Konstruktion im Jahre 2006 leider zerstört. An ihrer Stelle haben Vater und die Söhne Peter und Christoph einen würdigen Ersatz geschaffen.

Es gehört zu Ackermanns Berufsauffassung, dass er sich neben Büro und Lehre auch Zeit für sein berufsständisches Engagement nahm. 1965 bis 1967 im Landesvorstand BDA Bayern, von 1971 bis 1975 im Bundespräsidium des Bundes BDA und von 1971 bis 1983 in der Architektenkammer Bayern. Die BDA-Zeitschrift „der architekt“ hat er mit Otl Aicher neu konzipiert und gestaltet.

Dass in einem so erfolgreichen und erfüllten Architektenleben Ehrungen nicht ausbleiben, kann nicht verwundern. 14 BDA Preise und Anerkennungen, vier Erfolge beim Deutschen Architekturpreis, zwei Erfolge beim europaweit ausgelobten Constructa-Industrie-Preis, der hochangesehene Mies-van-der-Rohe-Preis und der Architekturpreis der Landeshauptstadt München stellen nur eine Auswahl dar. Ackermann war Mitglied in den Akademien der Künste Berlin sowie der schönen Künste in Bayern, erhielt die Tessenow-Medaille in Gold und die Leo-von-Klenze-Medaille des Freistaates Bayern.

Für Kurt Ackermann war die Familie der wesentliche Bestandteil seines Lebens. Sie bildete mit seiner Frau und den drei Kindern seinen Rückhalt und seinen Rückzugsort, den er im Haus über dem Ammersee oder zum Skifahren in seinem geliebten Stuben fand. Er liebte Bilder und Plastiken von Künstlern, mit denen er befreundet war und hat sie in seinem Haus gesammelt.

Kurt Ackermann war ein aufrechter und aufrichtiger Mensch. Er war offen, zugänglich, gesellig und hat liberal und sozial gedacht und gehandelt. Er hatte Grundsätze, nach denen er gelebt und gearbeitet hat. So hat er alle modischen Klippen der Architektur umschifft und ohne Abstriche gebaut, was er verantworten konnte. Er konnte aufbrausen, wenn er spürte, dass etwas gegen seine Prinzipien verstoßen hat. Kritik von ihm war immer ehrlich und offen, wenn es sein musste, schonungslos. Sein Lob war kein höfliches Entgegenkommen. Kurt Ackermann hat sich seine Freunde sorgfältig ausgesucht. Er war im altmodischen Sinn treu und hat die Freundschaften, die er für wertvoll hielt, gepflegt und aufrechterhalten.

Kurt Ackermann war ein großer Architekt. Ausdrücke wie genial oder begnadet hätte er abgelehnt. Er sah sich eher als ein konsequenter, geradliniger, beharrlicher und intensiver Arbeiter auf architektonischem Terrain.

GERD ALBERS 95

Klaus Borchard

Gerd Albers ist nicht nur ein Mensch mit bewundernswerter humanistischer Bildung, die Grundlage seines umfassenden Weltbilds, seiner Souveränität im Denken und seiner Disziplin im Handeln ist, sondern er gilt auch unbestritten als der Doyen des deutschen Städtebaus. In vielen seiner Arbeiten tritt immer wieder ein Themenbereich in den Vordergrund, um dessen systematische und intensive Erforschung sich Gerd Albers wie kein anderer besondere Verdienste erworben hat. „Mit der Sauberkeit eines Historikers, Nüchternheit des Analytikers und Umsicht des Planers erarbeitet und in einer klaren und schönen Sprache vorgetragen", wie Rudolf Hillebrecht schon vor 35 Jahren zutreffend festgestellt hat, steht vor allem der Wandel der geistesgeschichtlichen Grundlagen des Städtebaus seit dem 19. Jahrhundert im Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Lebenswerks.

Am 20. September 1919 in Hamburg geboren, konnte Gerd Albers bereits 1936 mit nur 17 Jahren das Abitur am traditionsreichen Humanistischen Gymnasium „Johanneum" ablegen. Allerdings wurde dieser Zeitgewinn durch den anschließenden „Reicharbeitsdienst" und den Wehrdienst in der „Kriegsmarine" mehr als zunichte gemacht. Als „Kapitänleutnant zur See" aus britischer Kriegsgefangenschaft entlassen, konnte er erst 1946 an der Technischen Hochschule Hannover das Architektur-Studium beginnen, es aber schon nach vier Semestern trotz aller Vorbehalte gegenüber einem deutschen Marineoffizier mit einem Stipendium des „American-Friends-Service-Committee" als „special student" von Mies van der Rohe und Ludwig Hilberseimer am „Illinois Institute of Technology" in Chicago fortsetzen. Nach Erlangung des akademischen Grades eines „Master of Science in City Planning" konnte er 1950 sein Architekturstudium in Hannover wieder aufnehmen und es bereits im Jahr darauf mit einer städtebaulichen Diplomarbeit bei Werner Hebebrand abschließen.

Rudolf Hillebrecht hat 1978 anlässlich der Verleihung der „Cornelius-Gurlitt-Denkmünze" der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung an Gerd Albers diese zwei Amerikajahre „als eine entscheidende Weichenstellung für seinen weiteren Lebensweg, darüber hinaus aber für die Entwicklung der Disziplin Städtebau und Stadtplanung in unseren Landen" bezeichnet.

Unmittelbar nach der Diplomprüfung ist Gerd Albers ab Januar 1952 im Planungsamt der Stadt Ulm tätig geworden, wo er zwei Jahre intensiv und freundschaftlich mit Max Guther zusammengearbeitet hat, von dem er bei dem in vielerlei Hinsicht vorbildlichen Wiederaufbau Ulms Impulse erhalten hat, die für seine weitere berufliche Tätigkeit von grundlegender Bedeutung waren. Zwei Jahre später hat ihn die Stadt Trier zum Leiter ihres Stadtplanungsamts bestellt, wo er nicht nur gemeinsam mit Hans Bernhard Reichow, in dessen Büro er schon während seines Architekturstudiums als

Praktikant mitgearbeitet hatte, eine vollständige Neubearbeitung der Gesamtplanung – also des damals so genannten Wirtschafts- und Aufbauplans – erstellen konnte, sondern zugleich auch eine große Anzahl von „Durchführungsplänen“ für die Neugestaltung Triers erarbeitet hat.

Zusätzlich zu seiner Belastung als Amtsleiter hat Gerd Albers in dieser Zeit auch seine Dissertation „Geistesgeschichtliche Entwicklung des Städtebaus – Der Wandel der Wertmaßstäbe im 19. und 20. Jahrhundert“ angefertigt, mit der er 1957 bei Erich Kühn an der RWTH Aachen zum Dr.-Ing. promoviert worden ist. Im gleichen Jahr hat ihn die Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung (DASL) zum Mitglied berufen, der er sieben Jahre später und fast über ein Jahrzehnt hindurch als Wissenschaftlicher Sekretär entscheidende Impulse für ihre Wirksamkeit nach innen wie nach außen gegeben hat und der er von 1980 bis 1985 zunächst als Vizepräsident und sodann bis 1991 auch als Präsident vorgestanden hat. Seit 1999 ist er ihr Ehrenmitglied.

Von Trier aus hat ihn sein Weg 1959 nach Darmstadt geführt, wo dem gerade Vierzigjährigen als Oberbaudirektor die Leitung der gesamten städtischen Bauverwaltung anvertraut worden ist. Aber schon zwei Jahre später, am 2. Oktober 1961, folgte Gerd Albers dem Ruf auf den Lehrstuhl für Städtebau, Orts- und Regionalplanung an der Technischen Hochschule München. Wegen der Kürze der in Darmstadt zugebrachten Zeit führte er in Darmstadt das Hauptamt zugleich noch ein ganzes Jahr lang weiter.

In München hat Gerd Albers als Hochschulprofessor – als Forscher wie als akademischer Lehrer – die Lebensaufgabe gefunden, zu der er wahrlich berufen war. Innerhalb kürzester Zeit ist es ihm gelungen, sich im Inland wie im Ausland unter Wissenschaftlern ebenso wie unter Praktikern ein besonderes Ansehen zu verschaffen. Sein kluges und kritisches Urteil besitzt seitdem nicht nur absolute Geltung, sondern wird bis heute gesucht und auch gern gehört, wie schon 1978 Rudolf Hillebrecht mit den Worten festgestellt hat: „ Wenn heute mit Recht von einer Schule, die Herr Albers gebildet hat, gesprochen wird und sie zu einem Begriff geworden ist, so ist das mehr als ein Etikett, vielmehr ein Ausdruck der Hochachtung, die seiner Persönlichkeit, seiner fachlichen und wissenschaftlichen Leistung und seiner öffentlichen Wirksamkeit von der älteren Generation, der ich angehöre, wie von der jüngeren, zu der seine Schüler zählen, entgegengebracht wird.“

Seit seiner Berufung nach München hat sich Gerd Albers sehr intensiv und erfolgreich auch der Weiterbildung von praktisch tätigen Stadtplanern und ebenso dem für eine gedeihliche Zusammenarbeit unerlässlichen Vertrautmachen von Kommunalpolitikern mit den Problemen und Handlungsweisen der Städtebauer gewidmet. Schon 1962 hatte ihm die DASL die Leitung des von ihr unter maßgeblicher Beteiligung des Braunschweiger Städtebauprofessors

Johannes Göderitz 1960 (in der Folge des neuen Bundesbaugesetzes) gegründeten und zunächst auch von ihm selbst geleiteten Instituts für Städtebau und Wohnungswesen übertragen. Diese wichtige Aufgabe hat Gerd Albers fast dreißig Jahre lang bis über seine Emeritierung hinaus wahrgenommen! Die regelmäßigen Seminare dieses „Akademie-Instituts“ sind unter Gerd Albers' umsichtiger Leitung zu einer der bedeutendsten Möglichkeiten der Fort- und Nachausbildung praktisch tätiger Stadt- und Landesplaner sowie von Kommunalpolitikern geworden.

Der Initiative von Gerd Albers war 1965 auch sehr wesentlich die Gründung der Internationalen Gesellschaft der Stadt- und Regionalplaner (International Society of City and Regional Planners – IsoCaRP) zu verdanken, zu deren Gründungsmitgliedern er zählt. Von 1971 bis 1975 hat er dieser heute sehr bedeutenden internationalen Planervereinigung als Vizepräsident und von 1975 bis 1978 auch als Präsident zu hohem Ansehen verholfen. Seine weit über Deutschland hinausstrahlende Wertschätzung ist 1970 auch durch die Berufung zum Honorary Corresponding Member des „Royal Town Planning Institute“ in London zum Ausdruck gebracht worden.

Im gleichen Jahr 1965 hat ihn auch die Bayerische Akademie der Schönen Künste als Mitglied berufen, deren Präsident er ebenfalls von 1974 bis 1983 war und in der er anschließend bis 1992 als Vorstand die Abteilung „Bildende Kunst“ geleitet hat.

1965 hat ihn die Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) als Korrespondierendes und 1968 als Ordentliches Mitglied berufen. Er hat mehrere Jahre lang das Akademie-Präsidium als Mitglied des Wissenschaftlichen Rats beratend unterstützt, in zahlreichen Arbeitskreisen mitgewirkt, so u.a. zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Stadtplanung und zur Entwicklung der großen Städte in der Bundesrepublik Deutschland im Zeichen des europäischen Wettbewerbs, und er war ein maßgebliches Mitglied in den Redaktionsausschüssen der ARL zum Handwörterbuch der Raumordnung und zum Grundriss der Stadtplanung.

Auch die Einrichtung des „Städtebaulichen Aufbaustudiums“ an der Technischen Universität München, der seinerzeit ersten und einzigen Nachdiplomausbildung für Stadtplaner in Deutschland, im Jahre 1967 darf zu den besonderen Verdiensten von Gerd Albers im Hochschulbereich gezählt werden.

In die gleiche Zeit fiel die von Gerd Albers veranlasste Ausweitung des ursprünglich allein seinem Lehrstuhl zugeordneten Instituts für Städtebau und Landesplanung auf zwei weitere Lehrstühle für Städtebau und Entwerfen sowie für Raumforschung, Raumordnung und Landesplanung. Auf Gerd Albers' Anregung ging 1973 auch die Einrichtung eines als zentrale Einrichtung direkt dem Hochschulsenat unterstellten „Zentralinstituts für Raum-

ordnung und Umweltforschung“ an der Technischen Universität München zurück, an dem seinerzeit 14 Lehrstühle beteiligt waren.

Nur vier Jahre nach seiner Berufung hat ihm in den von studentischen Unruhen überschatteten Jahren von 1965 bis 1968 die Technische Universität München das Amt des Rektors übertragen. In seine Amtszeit, in der er die TUM mit Umsicht und Geschick in das zweite Jahrhundert ihres Bestehens geführt hat, fielen die zielstrebige Entwicklung einer neuen Medizinischen Fakultät sowie die Planung und der Aufbau der neuen Universitätsinstitute auf dem Campus in Garching vor den Toren Münchens. Von 1977 bis 1979 war Gerd Albers zudem Dekan der Architektur-Fakultät, von 1979 bis 1983 ihr Prodekan.

Schon früh ist sein abgewogener Rat auch weit über die TU München hinaus gefragt und sein kritisches Urteil auch andernorts gern anerkannt worden. So ist er schon 1967 in den Gründungsausschuss für die neue Universität Dortmund berufen worden, wo er bis 1970 den Vorsitz der Struktur- und Berufungskommission des Fachbereichs Raumplanung innehatte. Von 1971 bis 1974 hat Gerd Albers zugleich als Mitglied des Kuratoriums regen Anteil am Aufbau dieser neuen Universität genommen. Von 1978 bis 1986 ist er auch in den Gründungssenat der neuen Technischen Universität Hamburg-Harburg berufen worden.

Nach der Wiedervereinigung war Gerd Albers von 1991 bis 1995 Vorsitzender der Struktur- und Berufungskommission für die ehemalige DDR-Kunsthochschule Berlin-Weißensee. Von 1991 bis 1997 ist ihm der Vorsitz im Wissenschaftlichen Beirat des Dresdner „Leibniz-Instituts für Ökologische Raumentwicklung (IÖR)“ übertragen worden, das aus einem Institut der ehemaligen DDR-Bauakademie entwickelt worden ist.

Gerd Albers hat in seinem erfüllten akademischen Leben zahlreichen wissenschaftlichen und fachlichen Gremien angehört, oft in leitender Funktion. So hat ihn der Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau schon in der Legislaturperiode von 1968 bis 1977 und abermals in der Legislaturperiode von 1987 bis 1991 als Mitglied in den „Beirat für Raumordnung“ berufen. Zugleich war er ab 1983 für die gesamte Dauer seiner Existenz bis 1981 stellvertretender Vorsitzender des bei der Bundesregierung gebildeten „Deutschen Rats für Stadtentwicklung“, dessen Vorsitz ebenfalls beim Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau lag. Der Deutschen UNESCO-Kommission hat er ab 1972 angehört, in der er bis 1976 den Vorsitz des Ausschusses „Historische Stadtkerne“ innehatte. Von 1995 bis 2005 war Gerd Albers Mitglied im Bayerischen Landesdenkmalrat.

Gerd Albers sind trotz seiner unverkennbaren hanseatischen Abneigung gegen Ordensverleihungen zahlreiche Ehrungen zuteil geworden. So sind ihm in Anerkennung seines

großen Einsatzes für die Technische Universität München und seiner außergewöhnlichen Verdienste um Städtebau und Landesplanung schon 1989 der Bayerische Verdienstorden und 1979 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen worden. 1973 hat ihm der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg für seine besonderen Leistungen um Theorie und Praxis der Stadtplanung den „Fritz-Schumacher-Preis“ zuerkannt.

Die DASL hat Gerd Albers 1978 „in Anerkennung seiner besonderen Verdienste um Städtebau und Landesplanung“ und als Zeichen des Dankes „für seine unermüdliche und verdienstvolle Arbeit als Wissenschaftlicher Sekretär der Akademie, als Leiter des Instituts für Städtebau und Wohnungswesen und als Präsidialmitglied“ mit der „Cornelius-Gurlitt-Denkmünze“ ausgezeichnet. 1985 hat die Technische Universität Wien Gerd Albers mit ihrem „Camillo-Sitte-Preis“ geehrt. Die Technische Universität Karlsruhe hat Gerd Albers 1986 und die Technische Universität Dortmund 2009 mit dem akademischen Grad eines Dr.-Ing. Ehren halber gewürdigt. Die Oberste Baubehörde im Bayerischen Staatsministerium des Inneren hat Gerd Albers 1998 mit der „Leo-von-Klenze-Medaille“ ausgezeichnet.

Gerd Albers hat sich als Nestor der deutschen Stadtplaner wie kaum ein anderer um die Entwicklung der Profession in einer Weise verdient gemacht, die höchste Anerkennung verdient. Zu seinem 95. Geburtstag gelten ihm die dankbaren Glückwünsche seiner zahlreichen Kollegen aus aller Welt.

Prof. Dr. Ing. Dr.-Ing. E.h. mult. Gerd Albers feiert am 20. September 2014 seinen 95. Geburtstag.

GERHARD HAISCH 80

Gerd Feuser

Lieber Gerhard, vor zwei Jahren hast Du Wohlformuliertes erfunden, um mich zu ehren. Heute will ich es Dir gleichtun und beginne mit einem besten Dank für unsere lange Freundschaft und für unsere Partnerschaft. Neben mir danken Dir viele andere für Deine treue Freundschaft, auch der BDA.

Unsere Freundschaft begann bei den üblichen Zusammentreffen unter Studenten, wuchs dann langsam aber stetig, griff weiter und weiter aus, umfasste andere Freunde und unsere Familien, blieb nicht beschränkt allein auf Arbeit und Beruf, sondern erfasste unser ganzes Leben.

Vor 40 Jahren, 1974, haben wir uns dann als Partner zusammengetan, unser gemeinsames Büro bezogen und wurden vier Jahre später gemeinsam in den BDA aufgenommen. Nach unserem Diplom 1961 waren wir Mitarbeiter im Büro unseres späteren Freundes, Professor Fred Angerer, darauf folgend von 1968 bis 1974 dessen Wissenschaftliche Assistenten am Lehrstuhl für Städtebau, bevor wir dann in das Büro in der Amalienstraße umgezogen sind. Dort gab es schöne, gemeinsame Pro-

jekte, Bauten und städtebauliche Planungen, andere zusammen mit weiteren Partnern und individuelle Bauaufgaben für uns beide. Wettbewerbe wurden erarbeitet und davon einige gewonnen und leider nur wenige umgesetzt. Alle unsere Aufgaben wurden gemeinschaftlich oder getrennt oder auch konkurrierend erarbeitet, aber immer gemeinsam besprochen. Diese unsere Zusammenarbeit verlangte aufmerksames Zuhören, offenes Verständnis und Bereitschaft zur Zustimmung. Alle diese Tugenden habe ich bei Dir beobachtet und sehr geschätzt. Einmal warst Du selbst bereit, bei einer zeitlich engen Bauvorlage ein Konstruktionssystem gegen ein anderes, passenderes auszutauschen.

Du hast auch Anderen weitergegeben von Deinem Wissen und Deiner Erfahrung und Du hast Dich um unsere Berufspolitik gekümmert und verdient gemacht. Keiner wird die Zeit um 1995 vergessen, in der Du den Kreisverband des BDA als Vorsitzender behutsam gelenkt hast. Dabei hattest Du vorher den Verband verlassen wollen, aus berechtigtem Protest, weil uns die Aufnahme eines wenig charakterfesten Kollegen als außerordentliches Mitglied in den Kreis des BDA nicht behagte. Du zeigtest Charakterstärke gegenüber opportunistischen Befürwortern. Damals hast Du gehandelt wie immer, wenn es galt, Haltung zu zeigen, für unsere Sache oder den ganzen Berufsstand.

Deine Festigkeit war gepaart mit gutem Geschmack und einer sicheren kritischen Haltung gegenüber allen Ausdrucksformen der Bildenden Kunst und Architektur. Dir am Reißbrett über die Schulter zu schauen bei Deinen Projekten, machte Freude und brachte Erkenntnisgewinn. Deine Arbeiten zeichneten sich aus durch eine wohldurchdachte Verknüpfung von Form, Funktion und Konstruktion, die heute schwer aufzufinden ist. Als Zeichen dafür sind mir in Erinnerung Deine Modelle, eins für das konstruktive Gerüst eines Schafstalls, der Dir einen BDA-Preis einbrachte, ein anderes mit einem angenehm bemessenen raumbildenden Gefüge für die Münchner Pfarrei St. Stephan. Ebenso erfreulich war es mit Dir zu reisen und Deinen sorgfältig ausgewählten Reiseprogrammen zu folgen. Die baulichen und städtebaulichen Ziele Deiner Exkursionen waren ebenso gut erdacht und voll gestalterischer Qualität wie Deine eigenen Projekte.

Mein englischer Freund, der in Arizona lehrende John Meunier, hat für den BDA in einer Forumsveranstaltung 1987 in der Akademie der Schönen Künste die Aufgabe der Architektur so formuliert: „Architecture is the culturally responsible argumentation of built resources of the community." "Kulturell verantwortlicher Umgang" trifft genau auf Dein Schaffen und Handeln zu.

Unseren Respekt und Glückwunsch!

QUALITÄT ZÄHLT

Erwien Wachter

Der langjährige Leiter der Obersten Baubehörde, Ministerialdirektor Josef Poxleitner, geht in den Ruhestand. Seit 2003 lenkte er die Geschicke der Obersten Baubehörde und des gesamten staatlichen Planens und Bauens. Mit seinen rund 11.000 Mitarbeitern zeichnete er für zahlreiche Straßen, Brücken, Tunnel, Universitäten, Kliniken, Museen und vieles mehr in Bayern verantwortlich. Dazu erwarb sich Poxleitner besondere Verdienste um die Reform der Staatsbauverwaltung sowie um die Förderung innovativer und zukunftsfähiger Projekte.

Der 1948 in der Oberpfalz gebürtige Josef Poxleitner studierte Bauingenieurwesen an der Technischen Universität München. Zu Beginn seiner Laufbahn war Poxleitner sechs Jahre als Abteilungsleiter beim Straßenbauamt Augsburg tätig. 1982 führte sein Weg an die Oberste Baubehörde, wo er zunächst im Sachgebiet „Gesamtverkehrsplanung“ wirkte. Von 1986 bis 1990 war Poxleitner Referent des Abteilungsleiters „Straßen- und Brückenbau“ und wurde danach Leiter des Straßenbauamtes Weilheim. Wieder vier Jahre später wechselte er zur Regierung von Oberbayern und übernahm das Sachgebiet „Straßenbau“. Ein Jahr später führte sein Weg zurück zur Obersten Baubehörde, wo er das Sachgebiet „Gesamtverkehrsplanung“ leitete. 2000 übernahm er dort die Abteilung „Straßen- und Brückenbau“. Als Krönung seiner Laufbahn berief ihn der Ministerrat schließlich im Februar 2003 zum Chef der Obersten Baubehörde.

Die Oberste Baubehörde, im Jahr 1830 durch König Ludwig I. gegründet, ist heute Teil des Bayerischen Staatsministeriums des Innern, für Bau und Verkehr. Poxleitner, der 25. Nachfolger von Leo von Klenze, ist zwar kein Architekt, aber er kann dennoch mit über elf Jahren in seiner Funktion als Leiter der Obersten Baubehörde auf die längste Amtszeit seit 1900 zurückblicken.

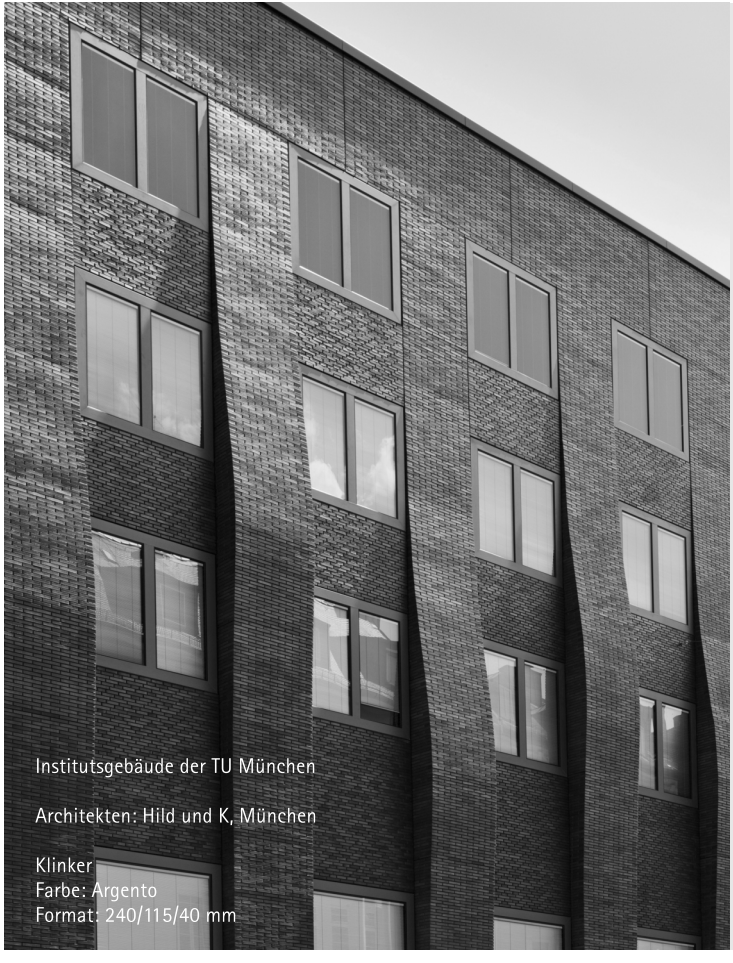
Für Poxleiter war das Baugeschehen stets in Verbindung mit gesellschaftlichen Themen und dem demografischen Wandel verbunden. Dazu hatte die Bewahrung der Baukultur für ihn immer einen herausragenden Stellenwert, der sich durch das frühzeitige Erkennen neuer Anforderungen der Gesellschaft an das Bauen auszeichnete. „Qualität zählt“ ist ein überzeugender Ausdruck seines Selbstverständnisses von der Baukultur.

Hervorzuheben ist auch Poxleitners berufsständiges Engagement. Seit Gründung der Bayerischen Ingenieurekammer-Bau war er zwölf Jahre lang deren zweiter Vizepräsident. Er war Vorstand und ist Ehrenmitglied der Vereinigung der Straßenbau- und Verkehrsingenieure in Bayern. In der Forschungsgesellschaft für Straßen und Verkehrswesen hat sich Poxleitner nahezu sein gesamtes Berufs-

leben engagiert, seit 2000 als Mitglied des Vorstandes. 2005 wurde Poxleitner für sein vielfältiges ehrenamtliches Engagement mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet, und 2008 wurde ihm der Bayerische Verdienstorden verliehen. Seit 2000 ist Poxleitner im Vorstand der Forschungsgesellschaft für Straßen- und Verkehrswesen e.V., Köln, und gehört seit 2003 dem Aufsichtsrat des Flughafens München an.

Ein Bauvolumen von 50 Milliarden Euro ist über den Tisch des jetzigen Ruheständlers gegangen, aber er wird bestimmt nicht gleich „alles an den Nagel hängen", wie er glaubwürdig versichert. Er denkt bereits weiter an nachhaltiges Bauen, Hybridbauen aus Beton, Holz und ähnliche Dinge. Dass er sich nun erst einmal entschleunigen muss, ist jedem verständlich. Zwar dreht sich seine Welt nun anders, aber wir werden ihn beim Kennenlernen der Torsionskräfte dieses neuen Lebensabschnittes mit unseren besten Wünschen begleiten.

Als sein Nachfolger wurde zum 1. Juli 2014 Ministerialdirektor Helmut Schütz ins Amt eingeführt. Der Bauingenieur ist seit 1993 im Staatsdienst tätig. Nach Stationen im Straßenbauamt München, der Obersten Baubehörde und der Bayerischen Staatskanzlei war er von 2007 bis 2011 Leiter der Autobahndirektion Nordbayern. Im Januar 2012 kehrte Schütz an die Oberste Baubehörde zurück, wo er zweieinhalb Jahre die Abteilung „Zentrale Angelegenheiten" leitete. Ihm wollen wir auffordernd den Staffelstab seines Vorgängers weitergeben: „Qualität zählt".



Institutsgebäude der TU München

Architekten: Hild und K, München

Klinker
Farbe: Argento
Format: 240/115/40 mm

Klinker-Fassaden

Aus dem GIMA-Produktsortiment

- Klinker
- Klinker-Riegelformat
- EURO-Modul-Klinker
- Terrakotta-Fassaden
- Altbaierische Handschlagziegel
- Akustikziegel
- Ziegelsichtmauerwerk-Fertigelemente

Girnghuber GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen

Telefon 08732-24-0
Telefax 08732-24-200

www.gima-ziegel.de

GIMA
Qualität aus Ton

STADTVERPLANT

Monica Hoffmann

Sie ist weder Architektin noch Stadtplanerin. Hannelore Schlaffer ist Literaturwissenschaftlerin. Und sie maßt sich nicht an, über Stadtplanung oder Architektur zu urteilen. Ihr geht es vielmehr um die Ökonomisierung der City durch Investoren, deren Planungslogik mehr Einfluss auf das soziale Gefüge der Stadt habe als die Architektur selbst. Im Vergleich zur sprechenden Stadt des Mittelalters und der erzählten Stadt des 19. Jahrhunderts richtet die Autorin ihr Interesse auf die Verhaltensweisen der Menschen in der heutigen City, die sie als eine nichtssagende definiert. Schlaffer ist eine gute Beobachterin, die sprachlich die Balance hält zwischen wehmütiger, spöttischer und humorvoller Beschreibung unserer Verhaltens-

weisen. Und nebenbei bemerkt ist besonders amüsant zu lesen, wie sich die Architekten bei ihren Präsentationen noch heute der Sprache und Darstellungsweise bedienen, die der erzählten Stadt des 19. Jahrhunderts nahekommen.

Dabei ist Le Corbusiers Vision maschinengerechten Stadtbauens schon längst Wirklichkeit geworden, die uns Schlaffer in ihrer Analyse schonungslos vor Augen führt. Kaum noch bevölkert von Einwohnern ist die City zum Tummelplatz mit Großstadtgefühl für den Großraum der Region mutiert. In regelmäßigen zeitlichen Rhythmen wird sie von unterschiedlichen Gruppen wie Berufstätigen, Konsumenten und Touristen überschwemmt, die von außen kommen und entlang der Stammstrecken von U- und S-Bahnen ausschwärmen, immer schön im Wechsel von morgens bis nachts. Die City ist zu einem gut geführten Unternehmen geworden, in dem nichts dem Zufall überlassen bleibt. Es wird alles getan, um die Besucher emotional anzusprechen und in der Stadt zu halten. Von immer wieder neuen verlockenden Angeboten zum Essen und Trinken und Kaufen, von öffentlichen Festen, Events, kulturellen Großereignissen und Public Viewing lassen wir uns anziehen, durch die Straßen schleusen und zum Konsum verführen. Meistens geben wir uns selbst geschäftig, am liebsten in Gruppen, passen uns dem Strom an, möglichst unauffällig. Wer nur flaniert fällt auf. Wer sich niederlässt, muss zahlen. Die Stadtmaschine hat uns im Griff. Sie ist zu einem einzigen Schaufenster in der Horizontalen mutiert, durchbrochen von Einkaufs- und Verzehrtempeln in der Vertikalen und tristen Bürofassaden darüber und dazwischen. Nur noch ab und an aufgelockert von historischen Fassaden. Und da sich die Geschäfte der international agierenden Konzerne in allen Citys breit machen, gleichen sich die Citys einander immer mehr an.

Der Essay von Schlaffer, ein kleines handliches Buch mit 169 Seiten, ist die passende Begleitlektüre für jüngste Ereignisse in der Stadt. Er öffnet dem Leser die Augen, der sich selbst darin wiederfinden und hoffentlich fragen wird, ob er wirklich so leben will in seiner Stadt – geprägt vom Glück der demokratischen Gleichheit, wie Schlaffer sarkastisch konstatiert.

Längst nicht mehr ist die Münchener City von dieser Entwicklung ausgenommen. Und die Politik? Ihr fällt nichts anderes ein, als zu jammern, dass das alles ganz schlimm sei, sie aber nur wenig daran ändern könne. Für mich ist das nur ein Indiz dafür, dass nichts geändert werden soll. Da jedoch nichts so bleibt, wie es ist, könnte man sich ja trotzdem Gedanken machen, wie eine nichtssagende Innenstadt wieder in eine sprechende entwickelt werden kann: die von ihren Bewohnern geprägt wird, die vom Austausch der Gedanken lebt, vom Wirtschaften und Handeln, vom Experimentieren und Erfinden, die Freiräume bietet.

Schlaffer, Hannelore, Die City. Straßenleben in der geplanten Stadt; Springe, zu Klampen Verlag 2013

RANDBEMERKT

Der freie Architekt, Theoretiker und Kurator **Dr. phil. Stephan Trüby** erhält den Ruf auf die Tenure Track Assistant Professorship Architectural and Cultural Theory an der **Fakultät für Architektur der Technischen Universität München**. Die Professur ist inhaltlich eng mit dem Architekturmuseum der TU München verknüpft. Die neu eingerichtete Professur widmet sich der Beziehungsanalyse von Ökonomie und Architektur, der Definition architektonischer Elemente sowie der neurowissenschaftlichen Architekturforschung. Am Architekturmuseum erfolgt die Beteiligung an Ausstellungen von internationaler Bedeutung. Damit wird das Fachgebiet Architekturgeschichte durch eine Spezialisierung in einer zeitgenössischen theoretischen Perspektive ausgebaut. Derzeit ist Trüby Dozent an der

Graduate School of Design der Harvard University und Co-Kurator **der Architekturbiennale Venedig 2014**.

Die zwischen 1955 und 1962 vom **Atelier 5** realisierte **Siedlung Halen** muss saniert werden. Dies gestaltet sich extrem schwierig, da die einzelnen Häuser in Privateigentum stehen, und jeder Eigentümer selbst über bauliche Maßnahmen in und an seinem Haus bestimmen kann. Eine Einigung der Eigentümer über schlüssige Instandsetzungsmaßnahmen kam bisher nicht zustande. Jetzt ist der **Kanton** Bern gefordert, das Fiasko einer zerstörerischen Sanierung eines zentral wichtigen **Baudenkmals des 20. Jahrhunderts** zu verhindern.

Inga Saffron gewann 2014 den Pulitzer Prize. Der Pulitzer Preis wird seit 1970 verliehen und ging bisher lediglich fünfmal an eine Architekturkritik. Nach Ada Louis Huxtable1970, Paul Goldberger1984, Allan Temko1990, Robert Campbell1996 und Blair Kamin1999 ergänzt nun die für "The Philadelphia Inquirer" schreibende Inga Saffron diese Reihe "for her criticism of architecture that blends expertise, civic passion and sheer readability into arguments that consistently stimulate and surprise", wie die Begründung der Jury lautet.

Haben Häuser eine Seele? **Wim Wenders** wollte es wissen und hat namhafte Regiekollegen eingeladen, außergewöhnliche Gebäude mit ihrer Kamera zu erkunden. Unter dem Titel „Kathedralen der Kultur" wird eine filmische Annäherung an sechs Bauwerke, fünf davon Ikonen der Moderne, gesucht. Wenders befragte **Hans Scharouns Philharmonie in Berlin**, die als weithin leuchtende Vision einer offenen Gesellschaft ihresgleichen sucht. Es folgt der Grazer Michael Glawogger mit Impressionen der 200 Jahre alten **Russischen Nationalbibliothek in St. Petersburg**. Das „Menschliche" der „humansten" Vollzugsanstalt der Welt, das **Halden Gefängnis in Norwegen**, offenbahrt der Däne Michael Madsen. Einen Hymnus auf Louis Kahns **Salk Institute in San Diego** formuliert Robert Redford, die funkelnde **neue Oper in Oslo** wird in Bildern aus Magie und Surrealismus zum Hauptdarsteller von Margreth Olins Beitrag, und schließlich der Brasilianer Karim Ainouz, der das **Centre Pompidou in Paris** von Piano und Rogers von seinem Alltag erzählen lässt. Drei Stunden Film zwischen Stille und den Geräuschen der jeweiligen Protagonisten. Immer wieder die Aura der Räume. „Alle Materie ist erloschenes Licht", könnte als Motto diesem Film über Architektur auch überschrieben sein.

Im Mai 2014 trat **Dr. Angelika Nollert** die Nachfolge von Prof. Dr. Florian Hufnagl in der **Neuen Sammlung in München** an. Zuvor als Leiterin des Neuen Museums für Kunst und Design in Nürnberg thematisierte die gebürtige Duisburgerin und promovierte Kunsthistorikerin Nachbarschaften und Grenzüberschreitungen der verschiedenen Disziplinen Design, Kunst, Architektur und war so auch **Kooperationen mit dem BDA** aufgeschlossen.

Heft 1.14: In aller Munde, Cornelius Tafel, Seite 34

Ehe es im Alltag untergeht, möchte ich der Redaktion schreiben, dass mich der Artikel von Cornelius Tafel zu Cornelius Gurlitt d. Ä. sehr gefreut hat. Es handelt sich wirklich um eine sehr bedeutende Person und ein Hinweis darauf tut gerade wegen des skandalösen Umgangs mit seinem Enkel not. Vermisst habe ich in dem Artikel eine Anmerkung auf die „Freie Akademie des Städtebaus", deren Mitbegründer er war und zudem ihr erster Präsident 1922. Die Akademie ist die Vorgängerin der heutigen Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung. Außerdem hat Gurlitt d. Ä. eine Schriftenreihe im Verlag von Ernst Wasmuth, Berlin, herausgegeben: Beiträge zur Bauwissenschaft. Man kann es gar nicht glauben, es gab einmal eine Zeit, in der sich Professoren um die Wissenschaft kümmerten und nicht um das Verdienen von Geld.

Ulrich Karl Pfannschmidt, Gerbrunn

IMPRESSUM

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Presse und Information im Landesverband Bayern des BDA

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr und können im Jahresabonnement für EUR 16,00 incl. Porto beim Arbeitskreis für Presse und Informationen, Geschäftsstelle des BDA-Landesverbandes Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München, Telefon 089-186061 bezogen werden.

Redaktion:
Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Prof. Dr.-Ing. Wilhelm Kücker, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren:
Dipl.-Ing. Karlheinz Beer, München und Weiden; Prof. Dr.-Ing. Klaus Borchard, Bonn; Dr. phil. Jan Esche, Autor und Publizist, München; Dipl.-Ing. Gerd Feuser, München; Dipl.-Ing. Bettina Hayduk, Gammelsdorf; Dr.-Ing. Jörg Heiler, Kempten; Dipl.-Ing. Franz Lichtblau, München; Dipl.-Ing. Jakob Oberpriller, Hörmannsdorf; RA Thomas Schmitt, Augsburg; Dipl.-Ing. Robert Rechenauer, München; Prof. Dipl.-Ing. Eberhard Schunck, München; Wolfgang Jean Stock, Autor und Architekturkritiker, München; Prof. Dr. Barbara Vinken, Ph.D., München

Verantwortlich für dieses Heft:
Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Layout: Sabine Seidl
Textredaktion und Gestaltung: Monica Hoffmann
Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den Arbeitskreis für Presse und Information erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN